

General-Anzeiger

Wuppertaler Nachrichten
Bergische Nachrichten

der Stadt Wuppertal
General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen

Allgemeine Zeitung
für Berg und Markt

Einzelgenpreise:

Allgemeine Anzeigen 1 mm Höhe (22 mm breit) 15 H.-Pfg. (Nachschaffteile 13 Pfg.)
Textanzeigen 1 mm Höhe (22 mm breit) 80 H.-Pfg. (Preisliste Nr. 7)
Familien-Anzeigen und Stellengesuche 1 mm Höhe (22 mm breit) 7 H.-Pfg.
Für Aufnahmen von Anzeigen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Gebühr übernommen.
Bei Betriebsstörungen, hervorgerufen durch höhere Gewalt oder sonstige Ereignisse, können
Erlaubnisdrücke nicht gestellt werden. — Postfachkonto Köln 3262, Elberfeld, Wuppertal.
Erlaubnisdrücke Wuppertal-Elberfeld.

Tiefdruck-Beilage:
„Wochenchau“
Illustrierte Zeitung

Bezugspreise:

Durch Boten, wochentlich 100 H.-Pfg. mit der Zeitungsbeilage „Wochenchau“ halbmöblich
H.-Pfg. 1.15, ohne „Wochenchau“ halbmöblich H.-Pfg. 0.95, einschließlich Beilage
Durch die Post monatlich H.-Pfg. 2.30 mit „Wochenchau“ und H.-Pfg. 1.90 ohne „Wochenchau“
einschließlich 45.45 H.-Pfg. bzw. 41.16 H.-Pfg. Postgebühren, einschließlich Beilage.
Hauptgeschäftsstelle Elberfeld: Hermann-Strasse 30. Fernr. Sammel-Nr. 21701.
Hauptgeschäftsstelle Barmen: Adolf-Hitler-Strasse 625/627. Fernr. Sammel-Nr. 57768.

Nr. 269 — 51. Jahrgang

Montag den 15. November 1937

Einzelpreis 15 Pfg.

Companys' Flucht oder Dienstreise?

Die politischen Hintergründe eines „Krankenbesuches“ in Brüssel

Br. St. Jean de Luz, 15. November. Die Nachricht, daß der katalanische Oberbefehlshaber Companys Katalonien verlassen und sich über Toulouse-Paris nach Brüssel begeben hat, hat in Spanien und im an Spanien interessierten Ausland großes Aufsehen erregt.

Die halbamtliche Nachricht über den Zweck der Reise heißt: Der Präsident der katalanischen Regierung besuche in Begleitung seiner Frau und von zwei politischen Kommissaren seinen kranken Sohn, der sich in einem Sanatorium in Brüssel aufhält.

Hierzu ist festzustellen, daß der Sohn schon seit zwei Jahren lungen- und nervenleidend ist und von seinem Vater sofort bei Beginn der Revolution in ein „neutrales“ Land geschickt wurde. Vor zwei Monaten stellten die Ärzte eine wesentliche Besserung im Befinden des Kranken fest, so daß selbst für den durch Revolutionskämpfe geplatzten Vater noch weniger Grund zu einer Reise nach Belgien bestand. Die Freunde Companys, die sich in einer stattlichen Anzahl schon nach der Südwestküste Frankreichs in Sicherheit gebracht haben, versichern, daß der Krankenbesuch nur eine „faule Ausrede“ ist.

Die Reise kann aber noch den Zweck haben, im Sinne gewisser kriegsmüder Mitglieder des Valencianischen Ausschusses einander eine andere ausländische Macht in direkten Verhandlungen zu bewegen, zwischen Franco und den „Regalen“ zu vermitteln und einen Waffenstillstand herbeizuführen. General Queipo de Llano verweigerte in dieser Lage, daß Prieto England die Rolle eines Schlichters antragen will. Nur eine solche Annahme befähigt jetzt jedoch berechnete Zweifel, da ein solches Vorgehen Verrat an der Sowjetunion wäre, und Prieto ist zur Zeit der Vertrauensmann Moskaus. Außerdem ist

Companys die große Hoffnung der katalanischen Anarchisten.

und steht daher im Gegensatz zu Prieto. Nun kann man aber wieder einwenden: Bei so durchtriebenen Abenteurern wie Companys und Prieto ist Brudermord und Freundschaftsverrat Lebensweise. Vor der Revolution war Prieto noch entschiedener Gegner der Moskauer Tendenz und Laro Caballero galt als direkter Verbindungsmann zu den U.S.S.R. Heute sind die Rollen genau vertauscht.

Es besteht dann noch die Möglichkeit, daß Companys mit Vertrauensleuten Francos in direkte Verbindung tritt. Wie erinnerlich, bestand bereits vor zwei Monaten eine Aushandlung zwischen katalanischen Politikern und Vertretern des nationalen Hauptquartiers. Die Verhandlungen, die in Biarritz stattfanden, wurden aber unterbrochen, als der nationale Grenzkommandant von Brun, Troncoso, im Zusammenhang mit der Unterbesetzung von Brüssel plötzlich verhaftet wurde. Damals nahm man mit Recht an, daß Valencia die sich anbahnenden Beziehungen zwischen Franco und Katalonien auf dem Wege über Frankreich hinterziehen ließ. Nach der Affäre von Brüssel erfolgte die Moskauer Weisung aus Südfrankreich. Damals hat Franco nie Zweifel darüber gelassen, daß realistische Verhandlungen mit Katalonien nur mit Politikern geführt werden könnten, deren Ansehen und Einfluß in Katalonien auch die Durchsetzung einiger Vereinbarungen garantieren konnte. Und ein solcher Politiker wäre Companys, der sich fast als einziger der spanischen Vorkriegsopposition seit langer Zeit vor der Revolution bis auf den heutigen Tag auf seinem Thron nicht nur behauptet hat, sondern vor acht Tagen sogar gegen seinen Willen von den Anarchisten bis zu den Unversöhnlichen fast einstimmig wieder zum Präsidenten der katalanischen Regierung gewählt worden ist.

Schließlich bleibt noch eine Möglichkeit: Companys hat es vorgezogen, sich der heißen Lage, die durch das Eindringen der ungarischen Gasse aus Valencia in sein katalanisches Reich entstanden ist, und

wegen der akuten „Gefahr“ eines nationalen Großangriffs auf Katalonien

durch die Flucht ins Ausland rechtzeitig zu entziehen. Hierfür spricht die Neugiertheit, die Companys seit seinem Besuch als „Ehrenarzt“ der „republikanischen Regierung“ in Valencia und

ganz besonders seit der unangenehmen Nachbarschaft mit seinen Kontrahenten zur Schau getragen hat.

Man darf mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Reise des katalanischen Oberbefehlshabers eine Kombination von Flucht und „Dienstreise“ ist, wobei der endgültigen Flucht aus Spanien voraussichtlich Verhandlungen irgendwelcher Art und eine vorüber-

gehende Rückkehr nach Katalonien liegen werden.

Soviel ist sicher: die roten Gassen werden als Bedrohung für eine Kampfaufgabe in erster Linie fordern, daß Franco ihnen den Fluchtweg ins Ausland nicht verbaut. Und warum sollte Franco nicht einen oder mehrere Kumpen entschlupfen lassen, wenn er durch ein früheres Abreisen das Leben von vielen tausend nationalen und irregulären Spaniern schonen kann?

Waffenlieferant Frankreich

Flugzeuge, Betriebsstoff und Giftgasmaterial für Sowjetspanien

× Paris, 15. November (Eig. Drahtber.). Die „Epoque“ meldet aus Toulouse, daß drei sowjetische Flugzeuge, die vor einigen Monaten von einem Flugplatz in der Nähe von Paris nach dem Flugplatz Frangas bei Toulouse gebracht wurden und die bisher auf Anweisung des Luftfahrtministers nicht abflogen, am Sonntag plötzlich den Flughafen mit unbekannten Ziel verlassen hätten. Es bestünde ferner Grund zu der Annahme, daß diese Flugzeuge nach Sowjetspanien gebracht werden seien.

Weiter berichtet das Blatt, daß auf dem Flugplatz St. Jacques in Sowjetspanien bolschewistische Flugzeuge bereitstünden, die als nationalspanische Flugzeuge getarnt und dazu bestimmt seien, auf französische Städte, wie Perpignan und Port Vendres, Bomben abzuwerfen, um dadurch Zwischensfälle mit Frankreich herbeizuführen.

Die „Epoque“ macht ferner Angaben über die täglichen Transporte über die französisch-spanische Grenze. Täglich gingen etwa 1000 Tonnen Betriebsstoff über die Straße

von Veribus nach Sowjetspanien. Gelegentlich sei unter diesen Transporten auch ein Wagen, der mit Material für die Herstellung von Giftgasen beladen sei.

Der rechtschreibende „Jour“ veröffentlicht einen ausführlichen Bericht seines Korrespondenten in Hendaye, der durch einen Unfall zum Augenzeugen des spanisch-bolschewistischen Luftangriffs vom 1. November auf die nationalspanische Stadt Pamplona geworden ist. Dieser Luftangriff habe nach den Feststellungen des Korrespondenten hundert Opfer an Toten und Verwundeten gefordert. Der Korrespondent macht genaue Angaben darüber, wie die bolschewistischen Flugzeuge ihren Weg über französisches Gebiet nahmen. Obwohl ein Beamter der französischen Grenzschutzbehörde sofort die Luftbehörden von Pamplona alarmiert habe, sei bisher von der französischen Regierung in dieser Angelegenheit nichts erfolgt. Niemand könne die Haltung der französischen Regierung in dieser Angelegenheit verstehen.

Alga Khan über Deutschland

„Das Dritte Reich ist eine Säule des Friedens!“

London, 15. November. In der „Sunday Chronicle“ schildert Alga Khan seine Eindrücke, die er in Deutschland erhalten hat. Nach einer kurzen Einleitung schreibt Alga Khan, daß er bei seinem Besuch in Deutschland dem praktischen, konstruktiven Sozialismus näher gewesen sei als sonst in seinem Leben. Er habe gefunden, daß Deutschland den Sozialismus durchführe, von dem zu predigen andere sich begnügen. Für die Verständigung zwischen unseren beiden Nationen würde es gut sein, wenn eine möglichst große Anzahl von Engländern und besonders von Politikern, Industriellen und allen an sozialen Fragen Interessierten, das neue Deutschland besuchen und all das sehen würden, was er, Alga Khan, gesehen habe.

„Ich kam zurück mit dem unerschütterlichen Eindruck, daß Hitler ein sehr großer Mann ist. Niemand kann das leugnen, und mein Aufenthalt in Deutschland überzeugte mich davon, daß Regierung und Nation den Frieden wollen. Die gesamte gegenwärtige Arbeit auf dem Gebiete wirtschaftlicher und sozialer Reformen ist an den Frieden gebunden. Deutschland braucht den Frieden für seine riesigen Zukunftspläne. Ob nun heute Deutschland Mitglied des Völkerbundes ist oder nicht, es wird aber stets eine Säule des Friedens sein. Warum? Weil Hitler für seinen Wiederaufbau der Nation einzig und allein Frieden brauchen kann.“

Er habe schon sehr vieles über diese Frage gehört, so heißt es in dem Artikel weiter. Die Wohnungs- und Ernährungsfrage werde mit neuer Kraft angefaßt. Was aber auf diesem Gebiet schon geleistet worden sei, sei wirklich erstaunlich. Die Gläubigerviertel seien größtenteils schon verschwinden. Schöne Häuser und Wohnblöcke würden jetzt an ihrer Stelle. Aber auch damit sei Deutschland noch nicht zufrieden. Es werden hier, kurz die Baupläne in den deutschen Großstädten schreift und auch auf den deutschen Straßenbau ver-

wiesen, mit dem sich England nicht vergleichen könne.

Auch das, was Deutschland auf dem Gebiete seiner neuen Werkstoffe leiste, erwähnte Alga Khan kurz, um dann fortzufahren: „Was mich aber am meisten bei meinem Besuch interessierte, war die soziale und wirtschaftliche Ordnung. Deutschland ist das einzige Land der Welt, das einen praktischen Sozialismus hat. Alles wird daraufhin organisiert, für eine größtmögliche Anzahl von Menschen das größte Glück zu schaffen. Das ganze Prinzip ist das, daß in einer gewissen Zeit eine Klassenlose Gesellschaft entsteht. Jeder Arbeiter hat nach Kapitalisten regieren das Land. Wenn auch die Klassenunterschiede gefallen sind, so ist doch nicht die dummste Idee einer völligen Gleichheit an ihre Stelle getreten. Erweilen sich einige Leute als klüger und fleißiger als andere, dann werden sie entsprechend belohnt.“

Jeder Jugendliche in Deutschland erhält heute mehr oder weniger die gleiche gute Erziehung. Von dem Arbeitsdienst heißt es, daß er sehr wertvoll sei. Man höre oft sagen, so meint Alga Khan, daß Deutschland durch eine trostlose Zeit gehe. Ich habe nicht einen einzigen Unterernährten gesehen. Die Leute, die ich gesehen habe, beschwerten sich nicht über Lebensmittelmangel. Alles, was ich in Deutschland eher sah und hörte, hat mich davon überzeugt, daß die deutsche Regierung ernstlich die Freundschaft mit England wünscht, und daß sie ebenso den Frieden will.“

Militärgerichtshöfe in Palästina

× Cairo, 15. November (Eig. Drahtber.). Nach dem letzten blutigen Sonntag hat die Arme in Palästina einen gewissen Höhepunkt erreicht. Das enalische Oberkommando in Jerusalem hat mehrere Batterien aufmarschieren lassen, um für alle Möglichkeiten gerüstet zu sein.

Am kommenden Donnerstag werden zum ersten Male die Militärgerichtshöfe tagen.

Italien will Klarheit

Von unserem Vertreter

25. Mailand, 15. November.

Die Worte, die der britische Ministerpräsident Chamberlain in der Londoner Guildhall über die Krise Rom-Berlin gesprochen hat, fanden in Italien ein sehr aufmerksames Echo, und ebenso, was er am Freitag in Edinburgh gesprochen hat. Man ist ohne weiteres geneigt, dem verantwortlichen Leiter der englischen Politik jenes Maß von gutem Willen zuzubilligen, das nun einmal die grundlegende Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung der politischen Beziehungen bilden muß. Aber der gute Wille allein, so schätzenswert er sein mag, reicht noch nicht aus, um jene Entspannung herbeizuführen, die erreicht werden muß, wenn überhaupt eine Aufhellung des politischen Horizonts, im besonderen eine Klärung der Beziehungen zwischen Italien und Großbritannien eintreten soll. Die Erfahrungen der letzten Jahre waren in dieser Hinsicht recht aufschlußreich.

Treffender läßt sich die derzeit in Italien gegenüber der britischen Politik herrschende Stimmung kaum charakterisieren, als mit den bekannten Worten: „Die Vorkast hat sich wohl, doch mir fehlt der Glaube.“ Dilettis betrachten, wird es Italien niemand verargen können, wenn gegenüber den verheißungsvollen Ansprüchen von jenseits des Kanals Zurückhaltung an den Tag gelegt wird. Denn der enttäuschten Hoffnungen auf es für Italien schon zu viele — und so mancher freudig begrüßte Anlaß zu einer Neugestaltung des italienisch-englischen Verhältnisses blieb ohne die erhoffte Weiterentwicklung.

Der auf reales Handeln eingesetzte Sinn der italienischen Staatsführung kann sich nicht ohne weiteres mit vagen Andeutungen, freundlichen Erklärungen und symbolischen Gesten zufriedengeben. Er verlangt, daß den Worten Taten folgen, jene Taten, die allein beweisen, daß sich hinter verbindlichen Redensarten auch ein aufrichtiger Wille zur Lösung der bestehenden Schwierigkeiten verbirgt. Italien sieht sich immer noch den harten Tatsachen gegenüber, daß sich England weigert, sein afrikanisches Imperium anzuerkennen, und daß es nichts unternimmt, um vor dem Genfer Forum die abessinische Angelegenheit endgültig aus der Welt zu schaffen.

Vor mehr als einem Jahre hat Mussolini in seiner großen Mailänder Rede klar ausgesprochen, daß Italien wünsche, mit dem britischen Imperium zu einer aufrichtigen Verständigung zu kommen, die den Interessen beider Völker gerecht wird. Es besteht nicht der geringste Grund dafür, zu bezweifeln, daß diese Vereinwilligkeit heute nicht genau so vorhanden ist; aber wieder das italienisch-englische Gentlemen-Agreement, noch der spätere Briefwechsel zwischen Mussolini und Chamberlain haben bisher zu dem gewünschten Erfolg geführt. Im Gegenteil, die Spannung hielt an und erfuhr seitweilen sogar noch eine recht unliebsame Verschärfung. Man denke nur an die mehrfachen Meinungen im spanischen Konflikt oder an die Haltung des britischen Vertreters in Genf, als man Italien mit der Drohung eines „kollektiven Vorgehens“ in der Frage der Freiwilligen einzuschüchtern versuchte.

Die Italiener sind gegenüber der englischen Politik sehr mißtrauisch geworden. Sie haben das Gefühl, im Dunkeln zu tappen, weil sie die wahren Absichten Englands nicht offen genug zu erkennen vermögen. Nicht ganz mit Unrecht besteht in Italien die Meinung, die pessimistischen Worte des britischen Außenministers Eden eher als bare Münze zu nehmen als die hoffnungsvollen Versicherungen des Premiers. Die recht brüske Art, mit der Eden erst kürzlich dem italienischen Regierungschef das Recht absprach, sich zu dem Problem der deutschen Kolonien zu äußern, wirkt noch zu hart nach und wird als ein Beweis dafür angesehen, daß die Annäherungsbereitschaft auf der Gegenseite noch manches zu wünschen übrig läßt.

Ein stimmungsabhängiger Wandel wird sich erst dann erzielen lassen, wenn Italien die Überzeugung gewinnt, daß Gewähr für eine stetige Entwicklung zum Besseren gegeben ist, die nicht durch Stimmungswandel von den verschiedensten Seiten jederzeit in Gefahr gebracht werden kann. Italien will Klarheit über die

Frage, welches England ihm gegenübersteht: Ist es ein England, das mit der faschistischen Regierung in Fühlung treten und durch Verhandlungen die schwebenden Fragen bereinigen möchte, wie Chamberlain es vorschlägt, oder hat man es mit einem anderen England zu tun, das einen solchen Wunsch nicht erkennen läßt? Hierin aber liegt der Schlüssel zu der Entscheidung, ob auf die Worte der Verständigung die erwarteten Taten folgen können.

Die Ungewißheit über die wahre Einstellung Englands und das damit verbundene Mißtrauen machen die erwähnte Fragestellung verständlich. Die gleiche Vorsicht ist zu erkennen, wenn von sehr maßgebender Seite das Verlangen ausgesprochen wurde, ohne langes Hinauszögern auf dem normalen diplomatischen Wege zu einer Aussprache und zu Vereinbarungen zu kommen. Denn andernfalls liege der Gedanke nahe, daß es sich nur darum handle, leeres Stroh zu dreschen oder gar einen Zustand der Karole zu schaffen. Solche Methoden würden natürlich weniger als alle anderen zum Ziele führen, sondern die Lage nur verschlimmern.

Wenn der englische Ministerpräsident tatsächlich den Gedanken an die Möglichkeit einer Schwächung der Achse Berlin-Rom aufgegeben und sich überzeugt hat, daß es ein aussichtsloses Beginnen wäre, Rom von Berlin trennen zu wollen, wenn also der von Deutschland und Italien verfolgten Politik endlich jenes Verständnis entgegengebracht wird, das diese beiden Staaten zu erwarten berechtigt sind, dann wäre in der Tat ein wirklicher Fortschritt erzielt, ein Fortschritt, den alle, die guten Willens sind, schnell anstreben.

Lord Halifax reist am Mittwoch nach Berlin

London, 15. November. Sämtliche Londoner Morgenblätter berichten, daß im Verlauf der Beratungen, die Außenminister Eden nach seiner Rückkehr aus Brüssel mit Ministerpräsident Chamberlain und Lord Halifax hatte, beschlossen worden sei, daß Lord Halifax am Mittwoch seine Berliner Reise antreten werde. Der Artikel der M.Z., in dem die Haltung englischer Blätter im Zusammenhang mit dem Besuch von Lord Halifax scharf verurteilt wird, findet in der Morgenpresse starke Beachtung, während gewisse Linksblätter trotzdem die unangenehmsten Gerüchte ausstreuen.

Der diplomatische Korrespondent der „Times“ schreibt fälschlich, alle Vorbereitungen seien nun getroffen, damit Lord Halifax am Mittwoch nach Berlin abreisen könne, um die Tagungsstellung zu besichtigen und um Hitler zu treffen. Man erwartet, daß er

mindestens vier Tage in Deutschland bleiben wird. Chamberlain, Halifax und Eden hätten gestern über die Reise beraten.

Es bestehe kein Grund zu der Annahme, daß die Reise verschoben werden könne. Die verschiedenen Vermutungen der Presse über Beratungen zwischen Halifax und dem Führer länden überhaupt keine Bestätigung im zuständigen politischen Kreis. Wie im Unterhaus von Sir John Simon betont worden sei, handele es sich um eine völlig private und inoffizielle Reise. Jede Idee eines Zusammenstreffens zwischen dem Führer und Lord Halifax, wobei jeder eine ausgearbeitete Liste von Fragen oder Vorschlägen für einen deutsch-englischen Handel vorbringen würde, sei der britischen Regierung fremd. Das Zusammenstreffen solle der informelle Anfang einer rein

Mißtönende Begleitmusik zur Halifax-Reise

Tendenziöse Kombinationen ausländischer Zeitungen

Berlin, 15. Nov. (Drahtb.) Unter der Überschrift „Ungeeignete Methoden“ schreibt die Nationalsozialistische Parteikorrespondenz:

„Eine Reihe von ausländischen Zeitungen hat sich der Tatsache des bevorstehenden Besuchs Lord Halifax' in Deutschland bemächtigt, um diesen Besuch in tendenziösen Kombinationen zum Objekt ihrer politischen Sensationsbedürfnisse oder konkreter Absichten zu machen. In dieser verdächtigen Geschäftigkeit versuchen, wie so oft auch hier wieder, unverantwortliche Journalistische Projektmacher, die Atmosphäre einer Aussprache zu vergiften oder auszulügen, noch bevor sie stattgefunden hat. Sie unterschreiben ihr Absichten, die — zum mindesten, insoweit es die deutsche Seite angeht — nicht nur abwegig, sondern einfach albern sind.“

Gegenüber diesen mehr oder weniger anmaßenden Versuchen, den Inhalt der Unterhaltungen, die Lord Halifax bei seinem Besuch in Deutschland haben wird, durch tendenziöse Stimmungsmache zu präjudizieren, sehen wir uns veranlaßt, die nüchternen politischen Gegebenheiten aus dem Bereich durchsichtiger publizistischer Tendenzen auf den Boden der politischen Realität zurückzuführen.

Bei den Unterhaltungen, die Lord Halifax in Deutschland mit maßgebenden deutschen

Staatsmännern haben wird, sollte sicherlich offen und freimütig über manches gesprochen werden. Wenn sich aber jemand der Hoffnung oder auch nur dem Gedanken hingibt, daß die politischen Freundschaften, die Deutschland mit Italien und Japan verbinden, Gegenstand der Diskussion sein könnten, dann zeugt das von einer völligen Verkennung der Lage. An der politischen Realität der Achse Berlin-Rom und des Antikomintern-Paktes mit Japan kann durch niemand gestirrt werden! Darüber darf auch nicht der mindeste Zweifel bestehen!

Auch die Unterstellungen, als ob Deutschland sich zu Einwirkungen auf seine politischen Freunde bereitfinden könnte hinsichtlich solcher Angelegenheiten, die nicht uns, sondern ausschließlich diese Staaten angehen, müssen als völlig abwegig und wirklichkeitsfremd bezeichnet werden!

In der Kolonialfrage hat die deutsche Öffentlichkeit die Auffassungen, die darüber in London und Paris bestehen, zur Kenntnis genommen. Sie wird die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten wissen.

Die kühne Behauptung, daß es Deutschland sei, das aus Anlaß des Besuchs von Lord Halifax eine Annäherung an die Westmächte suche, um auf diese Weise endlich die großen Mächte zu der von ihm erstellten Aussprache zu veranlassen, möchten wir vom deutschen Standpunkt aus dahin richtigstellen, daß das Reich von sich aus keine Veranlassung hat, sich nach dieser Aussprache zu sehnen, da ja keinerlei dafür in Frage kommende Differenzen zwischen ihm und diesen Mächten bestehen. Auch bei dieser Unterstellung dürfte der Wunsch der Väter des Gedankens sein.

Deutschland hat keine Lust, den allzu offensiblen blamablen Mißerfolg einer solchen ausgelassenen Konferenz der Mächte durch eine neue zu verdecken!

Den Gipfelpunkt der Sensationsmacherei und tendenziösen Brunnenerregung erkennen leider eine Reihe englischer Zeitungen, von denen der „Evening Standard“ mit folgenden Ausführungen den Bogen abschließt. Das Blatt veröffentlicht unter der Überschrift „Hitler bereit zu einem Waffenstillstand — keine Forderung auf Kolonien für 10 Jahre, wenn er freie Hand in Mitteleuropa erhält“ — eine Meldung seines diplomatischen Korrespondenten, in der es u. a. heißt: „Die britische Regierung besitzt eine Information aus Berlin, wonach Herr Hitler bereit ist, wenn er nur die leichteste Ermüdung erhält, Großbritannien einen 10-jährigen Waffenstillstand in der Kolonialfrage anzubieten. Während des Waffenstillstands wird die Frage von Kolonien von Deutschland nicht aufgeworfen werden. Als Entgelt für ein derartiges Abkommen erwartet Herr Hitler, daß die britische Regierung ihm freie Hand in Zentraleuropa läßt. Es ist in London bekanntgeworden, daß Hitlers Idee einer freien Hand in Mitteleuropa darin besteht, daß Großbritannien nicht intervenieren wolle, wenn

1. Deutschland auf freie Wahl oder ein Plebiszit in Österreich dränge;

2. Deutschland der Tschechoslowakei eine Forderung auf sofortige Anerkennung der Rechte der deutschen Minderheit in diesem Lande, auf administrative Autonomie innerhalb des Staates und kulturelle Einheit mit dem Volk des Deutschen Reiches überreiche.“

Diese dreiteiligen Behauptungen des „Evening Standard“ stellen einen geradezu ungläubigen Versuch dar, die politische Atmosphäre unmittelbar vor dem Besuch von Lord Halifax in Berlin in einer Weise zu vergiften, wie sie selbst in der Geschichte des westlichen Journalismus bisher selten ihresgleichen hat.

Wir stellen fest: An den Behauptungen des „Evening Standard“ ist kein wahres Wort! Sie sind von Anfang bis Ende Erfindung und damit bewußte Lüge. Nichts ist aber mehr geeignet, den Völkern den auf das Schwerste zu gefährden, als derartige verantwortungslos Unterstellungen, wie sie in dem geradezu niederträchtigen Schwindel des „Evening Standard“ ihren Ausdruck finden. Deutschland hat seine kolonialen Forderungen durch den Mund des Führers der Welt zu wiederholten Malen mitgeteilt und hat dem nichts mehr hinzuzufügen.

Seine mitteleuropäischen Beziehungen aber hat Deutschland durch Verträge geregelt. Es benötigt weder zu ihrer Auslegung noch zu ihrer Ergänzung einer fremden Hilfe, Befehl oder Erlaubnis!

Die ihm in so infamer Weise unterstellte Absicht, auf dem Wege des Abhandels durch den Verzicht auf Kolonien freie Hand in Mitteleuropa zu erhalten, kann man nur als eine dreiste journalistische Unverschämtheit bezeichnen, die nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann.

Wenn der Besuch von Lord Halifax in einer solchen Atmosphäre erfolgt, erhebt sich die ernste Frage, ob es nicht im Interesse der politischen Entspannung nützlicher wäre, im Augenblick ihn zu verschieben und vielleicht erst dann stattfinden zu lassen, wenn besonders in der britischen Presse jene Verhöhnung eingetreten ist, die man in anderen Ländern mit den Worten Anstand und Wahrsamkeit zu umschreiben pflegt.

700 Bomben auf Sutschau

× Shanghai, 15. November. (Eig. Drahtb.) Die Kampfhandlungen westlich von Shanghai verdichteten sich über das Wochenende zu einer konzentrischen Offensive gegen Nanking. Nach der Einnahme von Niuho ist der linke chinesische Flügel auf Tchangtschau zurückgefallen, und die chinesische Linie erstreckt sich nunmehr vom Yangtse bis zur Mündung von Hangtschau.

Sutschau, der Mittelpunkt der neuen chinesischen Stellungen, wurde im Laufe des Montags von mehreren japanischen Kampfflugzeugen mit schweren Bombardement unterzogen und fast vollständig zerstört. Nach japanischen Meldungen wurden etwa 700 Bomben auf Sutschau abgeworfen.

Stephan Georgi

Robert Schumann

Vier symphonische Sätze

Skizzen:

Ein Konzert im Gewandhaus war zu Ende, und die Menge verstreute sich in die Straßen des Wiedermeier-Platzes von 1834. Mein für sich abgeordnet von lauten Debatten, verließ zum Schluß noch ein Hörer den Saal, achilles den Mantel schrag über die Schulter geworfen, mit eiligem Gebaren, das starke innere Erregung verrät: Robert Schumann, der jungstrebende Komponist und Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“. „Das soll noch Musik sein? Das noch wahre Kunst?“ sprach er erregt vor sich hin. „Vom Reder gegen die Nachwerke solcher Werke! Nach Hause, ehe die Tinte im Federblei trocknet und der gerechte Zorn verfliehet!“ Sein sonst so lautlos behutsamer Gang war nachdrücklich fest geworden, das vollweiche, blaue Gesicht hatte sich ein streitbares Feuer. Ob, das war etwas für Florestan, hier mußte Eusebius zurücktreten. So nämlich nannte Schumann nach dem Mäher seines vielgeliebten Jean Paul, die beiden Seelen in seiner Brust: Florestan war der Wilde, Aufregende, Kämpferische, Eusebius dagegen der weiche, verträumte Romantiker.

Wenig später sah Schumann, die dicke schwarze Zigarre im Mundwinkel, an seinem Schreibtisch und verfasste seine scharfen kritischen Untersuchungen über das Musikwesen der Zeit, wandte sich in gebarnisteter Rede gegen die Verdrängung wahrer Kunst durch hohles Scharlatanentum, gegen das überhandnehmende, nur auf äußeres Brillieren bedachte Virtuositentum, gegen die musikalischen Flachheiten der Herren Weber und Genossen. Endlich, nachdem er nicht nur abgelehnt, sondern auch die ersten nach Leipzig gelangten Rompositionen eines noch Unbekannten, namens Franz Liszt, mit einem „Gut ab, ein Gentle!“ gewürdigt hatte, warf er die Feder beiseite. Sein Kopf schmerzte. Zu viel an Arbeit und feilsch Aufregendem war in der letzten Zeit auf ihn eingestürzt: die Zeitschrift, literarische Bestrebungen, sein eigenes künstlerisches Schaffen ... und dann das qualvolle Hängen und Bangen um die Geliebte.

„Alara!“ flüsterte er. „Chiar!“ Und das

flüsterte er auch noch, als er leise die Tasten anschlug. Alara! Chiar! sangen die Sopranstimmen unter seiner rechten Hand, aber die linke vergaß nicht, der Basse dumpfes Murren ertönen zu lassen.

Andante:

An einem Frühjahrsabend des Jahres 1833 trat aus der Hinterfront des Hauses, das dem bekannten Leipziger Klavierpädagogen Friedrich Wieck gehörte, ein neunzehnjähriges Mädchen. Große dunkle Augen lagen in einem zart-blauen Gesicht, das von schwarzem, forstet geschnittenem Haar gekrönt wurde.

„Chiar!“ lang es von des wartenden Schumann Lippen, und er streckte seiner Alara Wieck, der weit über die Grenzen deutscher Gasse hinaus berühmten Pianistin, beide Hände entgegen. Dann hing Mund an Mund.

Eine Drossel sang. Aber das Dessinen der Tür erklang nach einer Weile so unwirsch laut, daß sie sich verflüchtete. Friedrich Wieck, dessen lange spitze Nase aus einem jorngestützten Gesicht hervorstach, kam hinzu und sah Schumann giftig an. „Habe ich es Ihnen nun noch nicht oft und deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie im Verleiche meines Hauses nichts mehr zu suchen haben? Scharrte er und führte seine Tochter unanständig mit fort. „Aufdringlicher Mensch! Habe nichts! Verspucke die Karriere! Habe ich mir deshalb so viel Mühe mit dir gegeben?“ hörte Schumann noch, dann schlug polternd die Tür zu.

Die braven Leipziger, die in der Nähe von Schumanns Wohnung ansässig waren, hatten während der folgenden Tage viel durchzumachen. Bis spät in die Nacht hinein hämmerte dieser vertrackte Musikus auf seinen Tasten. Wenn er wenigstens noch ein richtiges erbauliches Lied gespielt hätte! Aber des zupielmütigen Bürgers erbauliche Lieder konnte Schumann nicht spielen, wenn er, sein „Kreisleriana“ komponieren, an den wunderlichen Trägerschneider E. A. Hoffmann, an den verrückten Kapellmeister Kreisler und an den Rater Wurr dachte. So trefflich er diese bizarren Gestalten in seinen Tönen aus charakterisierte, er konnte nicht verhindern, daß immer wieder ein Stück seiner eigenen, überfüllten Seele mit in die Takte geriet, daß sich hinter dem troika aufbegehrenden Florestan, hinter dem lebend träumenden Eusebius immer wieder ein anderes Bild offenbarte: Alara! Chiar!

Scherzo:

Die Herbstsonne des Jahres 1840 verdeckte sich bedächtig, als sie das verklärte Leuchten auf den

Gesichtern Robert Schumanns und Alara Wiecks sah, die nach eben vollzogener Trauung die Kirche verließen. Nun waren sie, trotz väterlichen Protestes, doch vereint.

Neues Hoffen, Wollen und Wagen wuchs auf. Alaras Ruhmesstunde stand noch immer im Jenseit: viele Gastspielreisen gab es, auf denen er sie begleitete. Und dazwischen schuf auch er; sein „Paradies und die Peri“ entstand, dann Lieder und abermals Lieder.

Bis abermals dunkle Wolken am Horizont heraufzogen ... Die eigentümlich nagenden Kopfschmerzen, deren geringe Anfänge Schumann schon früher wahrgenommen hatte, traten häufiger und heftiger auf und wurden zu einer mehr und mehr zunehmenden Gemütskrankheit.

Nach Dresden waren sie übergesiedelt. Dort war Schumann an einigen Tagen der Woche am Stammtisch in der „Alten Post“ anzutreffen, wo neben anderen bekannten Musikern und Literaten auch Richard Wagner, der „große Neue“ zu finden war. Die beiden waren durchaus gegensätzliche Naturen: während Schumann gewöhnlich sinnend, schweigend und recht gedankenabwesend am Tisch saß, schwebte Wagner in ununterbrochenem Redefluß. Trennte man sich spät am Abend, so pflegte Wagner zu sagen: „Er ist ja ein hochbegabter Musiker, der Schumann, aber in seiner Stummheit ein unmöglicher Mensch.“ Schumann hingegen äußerte sich: „Ein geistreicher Kerl. Voll toller Einfälle, der Wagner, aber sein unaussprechliches Reden kann man auf die Dauer nicht aushalten.“

Mit Alara von einer Konzertreise zurückgekehrt, die diesmal bis nach Petersburg geführt hatte, erlitt Schumanns schleichende Krankheit in ein schweres Verleiden aus, von dem er sich nur langsam erholte. Ein dunkler, verflüsterter Schleiher hatte sich über ihn gelegt.

Aus dieser Stimmung heraus ergießt er „Bronnen“ zur Vertonung. Das Selbstverleiden in die geräuschlos Seelentiefen Wagners wurde für ihn zugleich ein Untertauchen in die eigene angstvoll zerrissene Seele, aus der sich, wie ein Hülse vor etwas, das sich, dumpf geahnt, drohend heranwachte, die Ansprache an Alara herborragte: „Gefahren hab' ich dich aus dunkler Nacht!“

Finale:

An einem regnerischen Februartage des Jahres 1854 sah der Düsseldorf-Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr vernehmenden Leidens wegen den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, in seinem Arbeitszimmer und

durchwühlte, nach irgend „etwas“ suchend, tastend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, seine Augen blickten in starrem, fieberndem Glanze in die aufgeschlagenen Bücher. Qualende Schrecknisse häunerten in seiner Brust, und eine unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden würgte in seiner Kehle. Dumpf, monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er biß die Zähne zusammen, setzte sich mit den Füßen von ihm vertonten Lenau-Liedern an den Flügel, begann leise, prüfend, hordend zu spielen. Als leises, siebendes, fiel ihm das Requiem in die Hände, das er geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine esse Spinne warf er das Blatt mit den Fingerspitzen fort. Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles überdöndend, begann er auf dem Flügel darauflos zu spielen. Wäre Fantasten frudelten aus dem Instrument und füllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unbemerklichen Fragegestalten E. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht fauchend der Rater Wurr auf den Rücken? Wer geigte da? Zitter wieder der fess gräßliche A? Heide, der Ritter Bagant war's, der Teufelsgeiger, mit Augen aus glühenden Kohlen! Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichendorffs lustigem Taugenkisch, der dort durchs Fenster kam! Gestalten krochen aus dieser Geige hervor, wurden größer und größer, Dämonen mit riesigen Krallenklängen, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Jirpen der Fladen dazwischen! Diese Tropfen, die unaussprechlich gleichmäßig auf seine Stirn fielen. Krallenbändige Dämonen fingen sie auf, vereinten sie zu Bächen, zu Strömen, zu brausenden niederstürzenden, gischschäumenden Wasserfällen, die gelend, rasend, lodend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen ...

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen. Auf seinem bleichen Gesicht lag kalter Schweiß.

Leise, ohne Hut und Mantel, schlich er aus dem Hause.

Kurze Zeit später zogen einige Schiffer den Konzerthofdirektor Robert Schumann aus dem Rhein. Noch lebend ... aber als Nachfolger Hölderlins und Lenaus.

In der Privatbesitzung des Doktors Richard in Ebenich bei Bonn hatte zwei Jahre später Florestan ausgekämpft und Eusebius ausgegungen.

Aus dem Born einer großen Luettensunde schöpfend, sprach dann der Vortragende von der Entwicklung des Bezirks. Hervorgegangen sei der Heidi, wie auch die anderen Bezirke, aus den uralten Höfen und Ansiedlungen der Krühenzeit. Seinen Namen habe er von „Heede“, was eine unbesautes waldloses Land bedeutet. Die Bezeichnung Heide habe früher nur der obere Teil des Gebietes getragen, in dem einige Häuser als in der „Heede“ liegend bezeichnet waren. Vormalts und seit dem Dreißigjährigen Krieg blieb der ganze Bezirk „Oberleierotte“, wie in der Sandplon von 1433 diesen Stabilität bezeichne. Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts habe, nachdem Barmen und auch der Heide sich langsam entwickelt hätten, die Pest in unserem Tal verheerend gewüthet. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts seien die durch den Dreißigjährigen Krieg infolge der Pest verursachten Schäden langsam wieder ausgeglichen worden. Sehr habe sich um diese Zeit Richter Althaus verdient gemacht. Von Peter Nagel sei die erste Gleichheit auf dem Heide an-

Soberl-Bilderdorff-M.

Konzerte

Brudner-Chor Wuppertal

Das gestrige, aus Anlaß seines vierzigjährigen Bestehens veranstaltete Festkonzert des Brudner-Chores Wuppertal, des früheren katholischen Männergesangsvereins Oberbarmen, im großen Saale der Barmer Konfordia wies einen außerordentlich starken Besuch auf. Ein schönes, gehaltvolles Programm, das alte und neue Meister brachte, gab dem Abend das Gepräge. Der Verein, der jetzt einen Männer- und einen Frauenchor besitzt, steht unter der hervorragenden musikalischen Leitung von Otto Käßbender-Remney, der das städtische und landesweite musikalische Vortragswesen in Wuppertal mit seinen Getreuen getrost auch an schwierigen Aufgaben heranwagen darf. Der padende Bassist Eber aus Barmen, der ebenso einflussvoll wie Begars erhabende „Hymne an die Musik“ (hier bewährte sich folglich die Wuppertaler Solistin Irena Verker) und der stimmungsreiche, nach einem Text von Otto Käßbender selbst komponierte „Sternenbaum“. Außer diesen gemeinsamen vortragenden Werken sang der Männerchor noch allein Wanderers Nachtlieb von Bruno Stürmer und Hugo Kauns unendlich sein vertonte „Hütte“. Der über 150 Sänger zählende M.G.B. der J. G. Farbenindustrie Leberfusen (Dirigent: Willi Schell-Kohn) brachte ferner mit schönem Gesängen Begars Chorballade „Rudolf von Werbenberg“ sowie im Verein mit dem Kinderchor der Schulen Hellinghausen und Wellinghausen Franz Philipps neuerdings häufig aufgeführte Volksantate „Heiliges Vaterland“ zu Gehör. Als Solist bereicherte Engelbert Zlobow-Reberfusen den Abend, der seinen bellen und sympathischen Tenor, am Käßbender von Hof. Ant Wuppertal gewandt begleitet, in Liedern von Schubert und Richard Strauß mit Erfolg ins Treffen führte. Weiterhin wirkte noch der geschätzte heimische Organist Kurt Wurgauba mit, der verschiedene Werke instrumental untermalte und außerdem Max Regers Orgelstück „Ziegesfeier“ meisterhaft vortrug. Die mannigfachen Darbietungen des wohlgeklungenen Konzerts fanden herzlichen Beifall.

Ernst-Gottfried Risch

Volkschor Wuppertal-Barmen

Mit dem Herbstkonzert, das der Volkschor Wuppertal-Barmen gestern abend im Saale des Friedensheimes gab, offenbarte dieser vorzüglich geleitete gemischte Chor erneut den Wunsch, in seiner Programmgestaltung ein vorbildliches Beispiel zu geben. Orlando di Lasso, Gounod, Schubert, Mozart, Beethoven, Amad, Lang und Otto Kochum, — eine Vortragsfolge, wie man sie sich schon für einen Volkschor gar nicht denken kann! Schon in den einleitenden Chören — übrigens hatte man sich in anerkennenswerter Weise in der Oratorienvereinigung „Veräinlich Land“ Elberfeld, die auch unter Siegfried Hertersing, eine wertvolle Verstärkung erhielt — ergab sich als Ergebnis außer der klarstichigen

Führung der Chöre von der Chorleitung, mit der die Stimmen sich nicht und vor allem dieses Konzert vorbereiten war. Ausgezeichnet und ohne störende Härten traten sowohl die Stimmen der Frauen als auch die der Männer angenehm in Erscheinung. Vorzüglich war der Gesamtsatz, trefflich die Zusammenführung der Stimmen, sowohl die Einträge der mehrstimmigen Chöre. Auch einige Solisten hatte man in dem reichen Programm herausgestellt. Eugen von Ditzmann spielte, edlen Eifers voll, auf der Geige einige kleinere Werke von Raff, Handel, Tschalkowsky und Boccherini, während Paul Schumann-Sonnen, der als Bassist über gute Stimmkräfte verfügte, ein Rezitativ und eine Arie aus der „Schopfung“ sowie einige Lieder sang. So bot der Abend als geschlossener Eindruck einen musikalischen Quell, aus dem die vielen Zuhörer dankbar und freudig schöpfen konnten.

P. B. Chevalier

Elberfelder Frauenchor

Immer mehr fest sich in Wuppertal bei Chören und Vereinen der gesunde Gedanke der Veranstaltung von Gemeinschaftskonzerten durch. Das ist richtig und gut so, einmal, weil sich eine Vortragsfolge dann abwechslungsreicher gestaltet, zum anderen auch, weil sich so das Risiko eines Konzerts leichter tragen läßt. Nur muß man sich bei solchen Gemeinschaftskonzerten davor hüten, die Vortragsfolge zu umfangreich werden zu lassen. So waren beispielsweise bei dem Konzert, das am Sonntagabend der Elberfelder Frauenchor unter Mitwirkung des M.G.B. „Liederfreund“, Hahnert, veranstaltete, sieben Einzelsätze etwas zu viel, womit natürlich nichts gesagt sein soll gegen die einwandfreie Gestaltung der Vortragsfolge und die Qualität, die dieses Konzert unabweislich hatte. Der unter Leitung von Ernst Unterste-Bösch stehende Elberfelder Frauenchor pflegt mit erfreulicher Vorzüglichkeit das Volkslied und das Lied im Volkston; damit seinem prachtvollen Stimmenmaterial sind ihm aber kaum Grenzen gezogen, das erkannte man besonders an der ganzen, köstlichen vollendeten Art, in der die beiden klassischen Werke „Adewies“ und „Mondnacht“ gegeben wurden, ebenso wie das padende „Jugendlied“ von Schumann. Unter den Männerchören aus dem um Wuppertal liegenden Gebieten nimmt der M.G.B. „Liederfreund“ seit Jahren eine sehr beachtliche Stelle ein. Von den Chören, die er in diesem Konzert spendete, seien besonders erwähnt „Reinheitslied“ und „Hals-einigkeit“, beide von Wendt, und „Der Einsiedler an die Nacht“ von Kern, die wie aus einem Guss erklangen. Solistin des Abends war Eise Unterste-Bösch. Sie ist nicht nur eine virtuose Beherrscherin des Klaviers in technischer Hinsicht, sondern auch eine Pianistin mit herrlicher Gestaltungskraft, was man vor allem bei dem Scherzo in G-Dur von Chopin wieder einmal feststellen konnte.

Otto Vogt

M.G.B. „Eintracht“ Ronsdorf

Der Gesangsverein „Eintracht“ Ronsdorf veranstaltete am Samstag im Saale des Rheinischen Hofes sein diesjähriges Herbstkonzert. Am dem Abend eine besonders wertvolle Note zu erteilen, hatte man das in Wuppertal bekannte und beliebte Bornemann-Quartett und den Gesangsverein der J. G. Farben zur Mitwirkung herangezogen. Die Vortragsfolge

wies in geschickter Verteilung ernster und humorvoller Kompositionen recht guten Zuschnitt auf. Willi Griesbeck-Gevelberg, der musikalische Leiter beider Chöre, wußte auch diesmal die ihm anvertrauten Sängerscharen wirksam ins Treffen zu führen und sowohl im Klanglichen als auch im Dynamischen und Rhythmischen bei der Wiedergabe der verschiedenen Chorstücke und Lieder zu überzeugen. Mit Rempters „Meeresstimmen“ wurde das Programm eröffnet, und die „Eintracht“ vertiefte in ausgefeilter, diskontinuierlicher Gestaltung diesem Gesang das dramatische Gepräge, das kraftvoll Gebalte und das lyrische Festhalten einer stimmungsvollen Naturmalerie. Gleiches gilt für Kauns „Verge“, deren Klangvolle Reize und deren prächtige Effekte den J. G. Farben-Sängern erhebliche Entlastungsmöglichkeit ihres vorzüglichen Stimmenmaterials gaben. Den Höhepunkt bildeten zweifelslos Kauns hymnenartiger „Halm der Arbeit“ und Rempters melodisches Lied „Reinheitslied“, die vom Gesamtchor dargeboten wurden, der die gefühlte Aufgabe mit vollem Einsatz seiner Kräfte meisterlich löste. Auch die übrigen Leistungen der beiden Sängerscharen verdienen lobende Erwähnung. Zur stilvollen künstlerischen Abrundung steuerte das Bornemann-Quartett mit einigen klassischen Gaben bei.

Dr. Josef Hündt

Breronel-Quartett in Remscheid

Das aus Orchestermitgliedern des Deutschen Opernhauses in Berlin gebildete, vom Geiger Vittorio Brero geführte Quartett, dem außer ihm der Geiger Otto Schad, der Bratscher Rudolf Mel und der Cellist Theo Schürger angehören, ließ sich am Samstag im Remscheidischen Schauspielhaus hören. Das Quartett rechtfertigt seinen Ruf vollauf. Vier Meister ihrer Instrumente haben hier ihre Kunst zu schönster Einheit des Ausdrucks verschmolzen und hier nicht nur eine Einheit ihrer Technik erzielt, sondern, was wesentlich, ihr in keiner Abwägung an das Violinari-Orchester erinnerndes Spiel auch auf einen gemeinsamen seelischen Nenner gebracht.

Es ist, als ob dieses Quartett von einem unsichtbaren Dirigenten geleitet würde. Und doch ist dieser „Unsichtbare“ eben diese Einheit des musikalischen Fühlens. Diese im einleitenden D-Dur-Streichquartett des Neutaliansers Abrando Bizetti vielleicht von dessen Landsmann Brero, dafür in dem abschließenden A-Dur-Quartett in G-Moll von seinen deutschen Mitspielern beeinflussten Einheit.

Dieser herrliche, in wesentlichen Zügen das Gesicht seiner ersten Sinfonie widerspiegelnde Brahms gab in seiner herrlichen Stimmung dem ganzen Abend einen gewissen Leitgedanken. Die Schwermut des Herbstes lagert über dem empfindungsreich und mit starker tonmalender Kraft weit ausgedehnten Bizetti-Quartett und der freudendreiche Herbst über dem von ihm zu Brahms überleitenden Wert Karl Ditters' von Dittersdorf. Schauen wir nicht wandernd Traubenlese und Erntekranz beim Hören der Volks-tanzrhythmen im Finale seines G-Dur-Quartetts? Dittersdorf ist ein Zeitgenosse Mozarts und ihm aufs engste stückverbunden, wie aus allen Sätzen dieses Werkes, besonders aus dem Menuett und dem melodisch stichenden Adagio zu erkennen

ist. Zeitgenosse Mozarts, wohl und gut — aber sein wertvoller und sehr zu Unrecht vernachlässigter. Wovon die trübsalige Darlegung des tödlichen Werkes durch das Breronel-Quartett überzeugte.

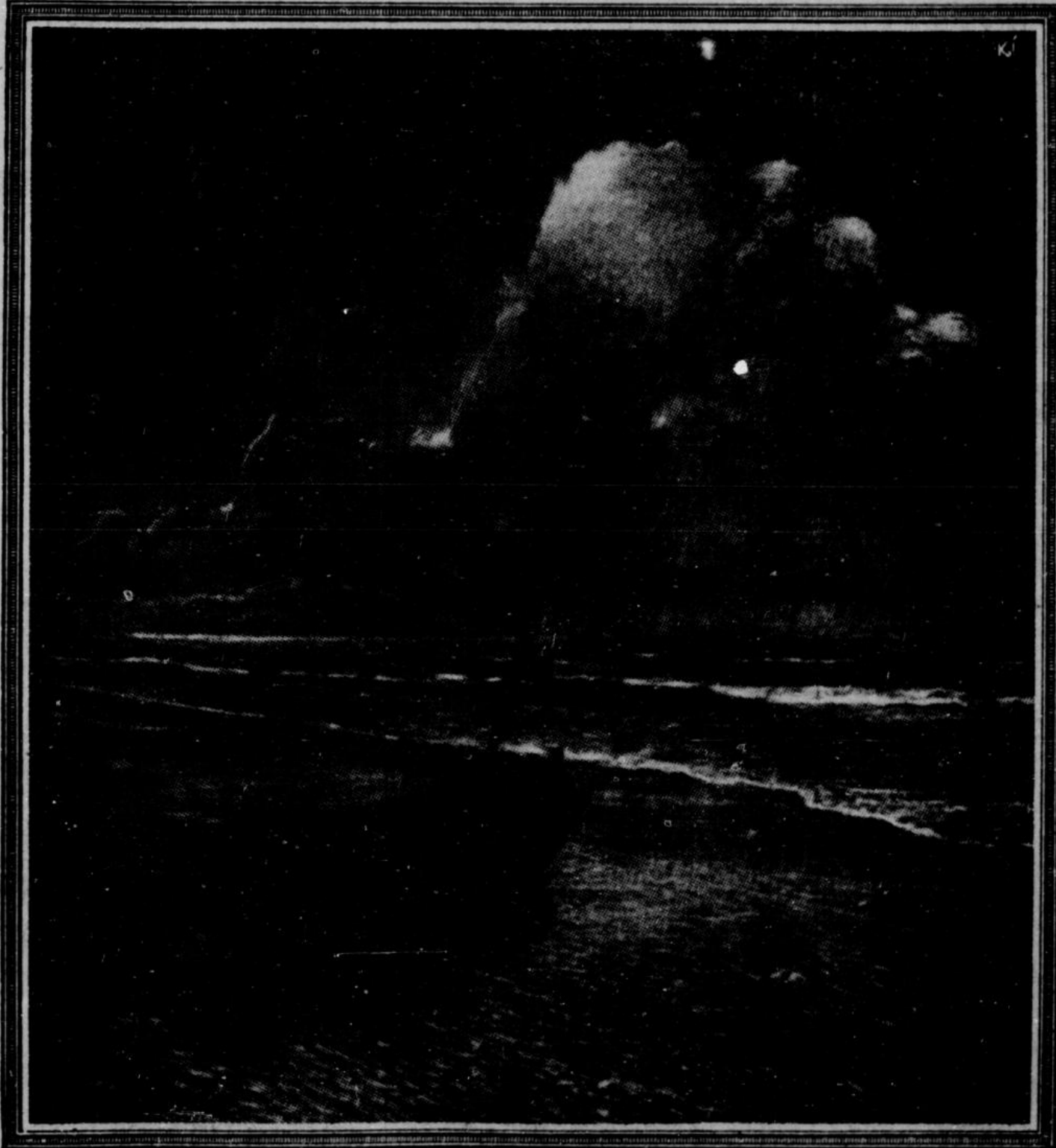
Wohl mancher im gut besetzten Hause hätte gern den angeführten Zitat: „Aus meinem Leben“ gehört. Dennoch war dieser Dittersdorf gewiß kein schlechter Tausch. Auch packte er besser in die Geschlossenheit des in all seinen Teilen in hohem Maße genutzten Abends. Hoffentlich hört man das Breronel-Quartett bald einmal wieder im Bergischen.

Otto Klein

M.G.B. „Cäcilia“, Saan

In der Pflege des in der Gartenstadt schon seit langem erfreulich regen musikalischen Lebens nimmt der Gesangsverein „Cäcilia“ Saan einen bedeutenden Platz ein. Von der Beliebtheit, die er bei der Bevölkerung genießt, zeugt der starke Besuch seines wohlgeklungenen Herbstkonzertes, das am Samstagabend im Lokale Weidenfeld stattfand. Der in allen Stimmen über schönes und ausgeglichenes Material verfügende, von seinem tüchtigen und vielfach bewährten Dirigenten Bernhard Hartmann-Kohn in jeder Hinsicht vorzüglich geführte Chor stellte seine mannigfachen Darbietungen unter dem Leitgedanken „Das deutsche Lied im deutschen Volkstum“. Zu Beginn hörte man die tiefste „Hymne“ von Franz Schubert, die hier mit Klavierbegleitung erklang, dann weiterhin Schuberts „Abendrot“ in der Bearbeitung von Goldschneider, die feinstimmige Version des Goethe-Gedichts „Wanderers Nachtlieb“ von Kurt Vilmann sowie Hermann Erdens padendes „Morgenlied“ mit Begleitung von zwei Trompeten. Alle diese Werke fanden durch die städtische Sängerschar eine stimmungsvolle, sorgfältig ausgefeilte und künstlerisch einwandfreie Wiedergabe. Im zweiten Teile des abendlichen Abends gelangte ein neues Chorwerk des Leiters der „Cäcilia“, Bernhard Hartmann, zur Aufführung, das den Titel führt „Der deutsche Männergesang“, und nach einem schönen, poetischen Text von Wilhelm Falder-Saun entstand. Die klar, melodisch und harmonisch strahlend und sehr geschriebenen Chorstimmen finden eine instrumentale Ergänzung durch zwei Trompeten und zwei Fagotten. Ferner hörte man noch drei besonders hübsch und beschwingt vorgebrachte Volkslieder („Es schellen die Sternlein“, „Mädellein so hübsch und hold“ und „Asefied, Heiderblüh“) sowie mit vollem Orchester das nach einem Text Otto Baumanns von Johannes Bach vertonte, abwechslungsreiche und melodienreiche Chorwerk „Des Liedes Heimat“. Der Verein bewies immer wieder sein hervorragendes gesangliches Können und erntete mit Recht lebhaftesten Beifall. Eine wertvolle künstlerische Bereicherung erfuhr das Programm durch die Mitwirkung des Philharmonischen Orchesters Wuppertal. Dieses stellte zu den einzelnen Chorwerken die ergänzenden Instrumente und spielte außerdem unter der fachkundigen und temperamentvollen Leitung von Hermann Janderau einige Stücke von Wagner („Aue der Frauen“ aus „Lohengrin“ und „Cubertüre zu „Aenzi“), die slavische Rhapsodie von Tschaike und als besonders feine Gabe Schuberts „Unvollendete“.

Ernst-Gottfried Risch



Wie Ebbe und Flut den Wasserstand des Meeres beherrschen, so ist der Feuchtigkeitsgehalt einer Zigarette abhängig von der Trockenheit oder Nässe der sie umgebenden Luft. Da alle Schwankungen der Luftfeuchtigkeit aber die Tabakqualität beeinträchtigen, verwenden wir sorgsam abgedichtete TROPEN-PACKUNGEN. Sie schützen unsere Zigaretten vor dem ständigen Auf und Ab ihrer Umwelt und sichern ihnen einen konstanten Feuchtigkeitsgrad, sowie dem Raucher einen stets gleichbleibenden Genuss.

Haus Neuenburg

GÜLDENRING

4 Pf.

Mit Goldmundstück

OVERSTOLZ

4 1/2 Pf.

Ohne Mundstück

RAVENKLAU 5 PF. MIT GOLDMUNDSTÜCK
AUSLESE 6 PF. OHNE MUNDSTÜCK

Das Mädchen Namenlos

Roman von Anna Elisabeth Weirauch

(15. Fortsetzung)

Und plötzlich, wie sie ihn davonkürzen sieht, ruft Rose ihm nach: „Van't Riet!“ Ganz hell und klar schallt ihre Stimme über den sonnigen Platz.

Überrascht bleibt er stehen, dreht sich um, kommt abgerückt zurück, ein unwilliges Zucken im Gesicht.

Sie geht ihm zusehender ein paar Schritte entgegen, bis sie vor ihm steht. „Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß ich von ganzem Herzen — wirklich von ganzem Herzen — wünsche, daß Sie viel Glück und Gutes in dem Brief steht. Alles, was Sie sich nur wünschen, und noch viel mehr. Und daß alles so kommt, wie Sie sich's ersehnt und ausgemalt haben. Ich werde dann sehr froh sein.“

„Das ist — das ist nett von Ihnen!“ Das Zucken im dem kalten Gesicht verfliehet rasch, aber von ihm selbst geht es ein verlegener Nahrung ab. „Du bist doch ein gutes Tier, kleine Fritze.“ Und was mit dir wird — nun, das werden wir ja sehen; irgend etwas wird sich schon finden. „Aber wir wollten ja ein Kleid für dich kaufen? Du es jetzt allein! Du sollst nicht darum kommen. Da — such dir was hübsches aus!“ Er drückt ihr einen Schein in die Finger, die er mit großer Kraft zusammenbrückt. Und im nächsten Augenblick ist er fort.

Rose schließt die gekaufte Hand in die Tasche, und sie geht mit so sicheren Schritten nachhause, als hätte sie ein Ziel. Sie ist sehr in Gedanken versunken. Sie denkt viel und eindringlich an ihre Vergangenheit, glücklich und verschommen an ihre Zukunft. Am stärksten denkt sie an van't Riet und an sein Schicksal. Aber eines hat sie vollkommen vergessen, und das ist Giulio Rispoli.

Er fällt ihr erst wieder ein, als er sie einholt, erregt und ein wenig atemlos vom Laufen: „Das haben Sie großartig gemacht! Wie sind Sie ihm nur losgeworden?“

Rose ist aufgebracht, daß sie sich erst denken muß und beteuert flammend: „Ja? Ihn? Ja so... Ich hab' ihm gesagt, daß ich etwas vergessen hätte — auf dem Schiff vergessen...“

„Recht von ihm, daß er da gleich zurückläuft!“ „Dah' ist ihm gar nicht ungetraut.“ Er macht eine Grimasse wie ein ungezogener Schuller. „Jedenfalls ein guter Einfall von Ihnen. Und wie Sie weitergegangen sind —! Ich habe Sie bewundert! Sie haben sich nicht umgesehen, nicht mit einer halben Bewegung, nicht mit einem Zucken... Aber Sie dachten sich wohl, daß Sie nicht aus den Augen verlieren würden? Nur ein wenig zu schnell sind Sie gegangen; ich hatte Mühe, Sie einzufangen. Ein paar mal hab' ich gerufen, aber Sie haben nicht gehört. „Van't Riet!“ hab' ich gerufen; ich dachte, es könnten noch Nachrichten vom Schiff in der Nähe sein... Eigentlich hätten Sie es hören müssen, aber Sie haben es nicht gehört. Und — wollen Sie mir glauben — das hat mir ein solches Gefühl von Freude gegeben! Es war, als hätten Sie vergessen, daß Sie so denken...“

„Ja“, nicht Rose mit einem sonderbaren Lächeln, „das kann schon sein.“

Er nimmt ihren Arm und preßt ihn an sich: „Jetzt sind Sie wieder nur Corrie, meine süße kleine Corrie! Denken Sie: Ich weiß nicht einmal Ihren Mädchennamen... Aber, nicht wahr, Sie haben vergessen, daß Sie jemals mit diesem Mann verheiratet waren? Sie werden alles vergessen, was Sie durchgemacht haben? Sie sind ganz frei von ihm — Sie sind wieder ein Mädchen...“

„Ich bin ein Mädchen“, sagt Rose, halb ver-
sinnen und halb spöttisch. „Und ich heiße also Corrie?“

„Nehmen Sie mir das übel, wenn ich Corrie

sage? Aber ich kann Sie doch nicht mit meinem Namen anreden... Ob er schon zurück ist? Ob er Sie sucht? Aber hier ist es unmöglich, einen Menschen zu finden! Wir dürfen nur nicht auf den Hauptstraßen bleiben... Das heißt: eigentlich mühte ich mich einmal nach dem Hafen zurück... Wo haben Sie die Schiffslücke?“

„Die Schiffslücke?“ wiederholte Rose. „Was soll ich damit? Ich will nicht wieder auf das Schiff; ich will nicht weiterfahren. Van't Riet wird sie in seiner Tasche haben, wenn sie nicht abgeliefert werden muß.“

„Gott, ist das idiotisch! Wir hatten doch verabredet, Sie sollten den Vah und die Schiffslücke an sich nehmen! Ich hätte verstanden können, Sie loszuschlagen, und wenn es für den halben Preis gewesen wäre. Haben Sie etwas oder dreihundert Pfund zu verchenken? Ich nicht!“

Er spricht englisch mit ihr, er sagt „you“, und es macht keinen Unterschied, aber Rose denkt unwillkürlich, daß er wohl von diesem Augenblick „du“ oder „it“ sagen würde, falls er deutsch oder holländisch spräche.

„Na, einerlei! Wir werden uns schon Geld verschaffen. Wir müssen nur überlegen... Da muß nach Holland schreiben, um einen neuen Vah... Aber das kann eine Weile dauern. Daß du eine Wohnung, wie lange so etwas dauern kann? Wir müssen das in Neapel erledigen. Ich muß nach Neapel — oder wenigstens in die Nähe von Neapel. Ich mühte schon dort sein... Es ist überhaupt besser, wenn wir uns nicht hier aufhalten. Man kann doch nicht wissen, was er tut. Er wird ja wohl auch nicht feierlich weiterfahren, wenn du um eins nicht an Bord bist... Wir können hier nicht durch die Gassen irren, und noch weniger können wir in ein Hotel gehen und uns anmelden... Glaubst du, er werde auf die Idee kommen, nach dem Bahnhof zu gehen, und uns dort suchen? Er ist ungescholten und fahrig, wie ein Junge. Er hat sich etwas aufgeladen, das er nicht tragen kann.“

So hilflos ist er, daß Rose ein wenig Verachtung und sehr viel Mitleid für ihn empfindet. „Er wird gar nicht suchen“, beruhigt sie. „Er hat einen Brief gefunden...“

„Daß du ihm einen Brief hinterlassen? Aber dann wird er erst recht suchen! Daß du ihm geschrieben, daß du mit mir —?“

„Rein Wort.“

„Das ist auch besser. Das ist sehr gut. Wenn er nur den geringsten Verdacht hätte...? Meine Koffer werden vom Schiff an den Bahnhof gebracht. Was ist mit deinem Gepäck?“

„Mit meinem Gepäck? Nichts. Ich be-
weilte, daß van't Riet mir ein paar Koffer an die Bahn schicken würde. Das hieße, die Wro-
mut etwas zu weit treiben.“

„Was, keine Wrohmüt! Was Teufel, was für ein Kerl! Nimm mir's nicht übel, aber jetzt kann ich's ja sagen: Eine so schöne Frau zu haben und sie so herumlaufen zu lassen! In Samt und Seide hätte er dich wilden müssen, mit Perlen und Brillanten behängen... Wir wollen nicht mehr von ihm reden, wir wollen nicht mehr an ihn denken! Wir müssen dankbar sein, daß er so schüchtern an dir gehandelt hat; sonst wärest du niemals von ihm los-
gekommen, und ich hätte nie — Hier müssen wir abbiegen, um nach dem Bahnhof zu kommen!“

... Auf solche Weise fährt Rose mit diesem fremden Jungen nach Neapel.

Er schwärmt, er macht ihr Liebeserklärungen, er beschimpft van't Riet, er schwärmt in Bildern von der unerhörten Pracht, die allein würdig sei, die schöne Corrie zu umgeben, und er macht,

stief leuchtend, geheimnisvolle Andeutungen von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die er zu überwinden habe.

Rose sitzt schweigend in ihrer Ecke und läßt seinen Wortschwall über sich hingehen, ohne sonderlich darauf zu achten. Sie hängt ihren Gedanken nach und fragt sich verwundert: Wie komme ich dazu, mich von diesem wildfremden jungen Mann durch ein fremdes Land schleppen zu lassen? Etwas wie Empörung will in ihr aufklimmen, aber es sinkt gleich wieder ver-
löschend in sich zusammen. „Ich! Wer bin ich? Man kann sich nur um sein eigenes Ich kümmern, wenn dies Ich einen Namen hat: ich, Rose Weert! Aber Rose Weert besteht nicht mehr, und „ich“ bin weniger als ein herrenloser Hund, der nach der Hand schnappt, die ihn mit-
zerren will. Ich bin weniger als ein ver-
gessenes Gesicht; wer mich mitnimmt, macht sich nicht einmal strafbar...“

Je mehr der Zug sich Neapel nähert, desto aufgeregter wird Giulio Rispoli. Er mag nicht mehr, in ihrer Nähe zu bleiben; er läuft davon und kommt wieder, um ihr auszusprechen, er habe Bekannte entdeckt, die ihn nicht mit ihr zusammen leben dürften. Er müsse ihr etwas erklären, aber er könne es einstweilen noch nicht; sie müsse Geduld haben und Vertrauen.

Sie hat sehr viel Geduld, aber gar kein Vertrauen. Jedoch das spricht sie nicht aus.

Er steht auf dem Gang und raucht eine Zigarette nach der andern. Dann teilt er ihr plötzlich mit, es werde alles sich ordnen; er wisse nur noch nicht, wie... Wieder kürzt er davon und wischt sich den perlenden Angstschweiß von der Stirn.

Sie möchte ihm gern etwas Beruhigendes und Tröstliches sagen, aber sie kommt erst dazu, als sie aus dem Bahnhof sind.

„Ist es sehr schlimm, wenn ich Sie jetzt eine Stunde allein lasse?“ fragt er mit verzweifelter Augen. „Eine Stunde — höchstens zwei? Ich war — ich habe es Ihnen ja gesagt — ich muß etwas erledigen... Und ich muß mir Geld verschaffen — bösen, meine ich... Ich nehme mir ein Auto — ich bin sehr bald wieder da... Sie können ja genug Italienisch, um sich etwas zu essen zu bestellen?“

„Ich denke doch“, sagt Rose lächelnd. „Ich habe drei Jahre Italienisch gelernt, als ich Gesang studierte.“ Jetzt kann sie es ja aus-
sprechen. Warum soll Corrie van't Riet nicht Gesang studiert haben? Bei Frieda Anttil wäre das auffälliger gewesen.

„So? Das ist ja herrlich! Sie sind ja ein so wunderbarer Mensch! Und so selbständig! Sie werden keine Angst haben, hier ein Weibchen auf mich zu warten? Und Sie werden sich nicht langweilen?“

„Eher nicht. Bitte, machen Sie sich gar keine Sorgen um mich! Sie haben mir den Anstoß gegeben, das Schiff zu verlassen, und dafür werde ich Ihnen immer dankbar sein. Im übrigen haben Sie nicht die geringste Ver-
antwortung für mich! Nicht die geringste — das sollen Sie wissen!“

Es erleichtert ihn sichtlich, auch wenn er be-
teuert, daß er die volle Verantwortung habe und sich dessen bewußt sei. Er fängt ihr die Hand und schmeißt ihr bei allen Heiligen, er werde sie unendlich glücklich machen... Und dann ist er weg.

Und sie ist froh, allein zu sein.

Eigentlich ist es völlig sinnlos, auf Giulio Rückkehr zu warten. Draußen liegt die helle, bunte, lärmende Stadt im strahlenden Mittags-
licht, und sie, Rose, ist unermesslich reich, sie hat in der rechten Tasche einen geknitterten Hun-
derguldenstein, in der linken einen Zehner und ein paar Münzen, sie kann sich ein Zimmer im besten Hotel nehmen und gar nicht fowler

auf einmal verschren, wie sie bezahlen kann. Warum läuft sie nicht davon?

Ganz gewiß nicht, weil sie auf Giulio Hilfe wartet. Der arme kleine Junge ist selber so hilflos, daß er nicht weiß, wie er sich aus seinem großen Abenteuer retten solle. Und wenn er zurückkommt — was dann? Wenn er auch nur das geringste für sie tut, wird er einen Lohn beanspruchen, den sie nicht gewillt ist, ihm zu geben... Und trotzdem: Er bestet jetzt viel-
leicht umher; es wäre eine Art von Betrug, zu entfliehen und ihn nachher vergeblich suchen zu lassen. Man kann ihm genau so gut noch einmal danken und dann Abschied von ihm nehmen. Und vielleicht könnte er einen sogar einen Rat geben, einen Rat, wie man sich durchschlagen kann, wenn man sehr anpruchlos ist, jede Arbeit verrichten will — und seine Papiere hat? Vielleicht demüht er sich gern, in der Freude darüber, seine überreife eroberte Beute wieder loszuwerden...
74 1510-300

Jetzt **VIM** billiger!

Normaldose 18 Pf.
nur noch 18 Pf.

Doppeldose 32 Pf.
nur noch 32 Pf.

Unverändert gut!

Vim putzt alles
Vim ist ausgiebig
Vim ist sparsam

ein SUNLIGHT Erzeugnis

Die erste Stunde vergeht und die zweite. Rose wird müde von dem langsamen Umher-
wandern in dem beschränkten Raum. Sie legt sich auf eine Bank, neben eine blonde junge Frau und Berge von Gepäck.

Sie sitzt auf einer sehr beschwerlichen Ecke, und die junge Frau springt auf, um ihre Sachen ein wenig aufzusammeln. Es sind Hand-
koffer und Koffer, Koffer und Koffer, bunte Taschen voll Paketen und Körbe voll Flaschen, verschürte Pappschachteln und voll-
gepackte Kisten. Überall quillt und drängt es heraus. Der Handkoffer springt auf, als er von seinem Platz gerückt wird, und speit einen Teil seines Inhalts aus; aber seine Besitzerin läßt sich die Paune nicht verderben und belüftet sich königlich über ihr Übermaß an Gepäck.

Rose liegt ein paar verstreute Sachen vom Boden auf, und nach den ersten höflichen Sägen sagt die Fremde in ziemlich gebrochenem Ita-
lienisch: „Sie sind auch nicht von hier, nicht wahr? Sie sind eher Deutsche — oder viel-
leicht Schwedin?“

„Holländerin“, sagt Rose, denn augenblicklich heißt sie Corrie van't Riet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie der „Medusa“

Unzählige Male hat man es erlebt, daß sich ein Kriegsschiff der Marine konstituierte, um über den Fall eines Kapitäns zu ur-
teilen, durch dessen vermeintliche Schuld ein Schiff verlorengegangen. Fast immer erfolgte ein Freispruch. Wenn sich der Kapitän unter den Überlebenden befand, so hatte er sein Schiff als letzter verlassen. Aber meist sah man über einen Toten zu Gericht. Denn was ein wahrer Kapi-
tän ist, der geht mit seinem Schiff zugrunde.

Das Geschehen der Verantwortung ist gerade bei der Marine so fest verankert, daß sich ein Anlauf zu einer Verurteilung nur alle hundert Jahre einmal ergibt. Einen solchen Fall auf dem Schicksal seiner Marine hat Frankreich zu beklagen. Man hat es dort nie vermieden, und heute noch brennt diese Wunde wie am ersten Tage. Im Jahre 1817, dieser größten aller Gemäldesammlungen der Welt, kann man eines der erschütterndsten Bilder des großen Malers Verhaeren betrachten: „Le Medusa de la Meduse“. Schrecken und Tod der Wasserwölfe in einer Vision, die man sich nicht erschüttern-
der denken kann. In der Tat ist die Tragödie der „Medusa“ so furchtbar, daß man ihr in der Geschichte der Drame zur See nichts Ähnliches zur Seite stellen kann.

Der Schiffsarzt war der Fregatten-
kapitän Durois de Chaumareys von der französischen Kriegsmarine. Seine Fregatte „Medusa“ hatte den Auftrag, eine ardhre Zahl von Soldaten nach dem Senegal zu bringen, da Frankreich diese Kolonie in den Friedensver-
trägen von 1815 zugesprochen erhalten hatte. Am 1. Juli 1816, bei schönem Wetter, befand sich die „Medusa“ in der Nähe der afrikanischen Wed-
küste. Der Kapitän, dessen berufliche Kenntnisse leider sehr mangelhaft waren, zeigte im Umgang mit seinen Untergebenen einen unnatürlichen Hochmut. Obwohl ihn seine Offiziere bekürm-

ten, den Kurs mehr westlich zu nehmen, da man sich in der Nähe gefährlicher Riffe befand, ließ er sich von der Fahrtrichtung nicht abbringen. So geschah es, daß die Fregatte am 2. Juli auf die Felsbank Arguin aufbrach. In der Nacht er-
stob sich ein Sturm, der immer heftiger wurde. Drei Tage später darf das Schiff entzwei-
t. Schon einige Stunden vorher hatte man er-
kannt, daß jede Rettung unmöglich war. Die damaligen Kriegsschiffe führten stets die Be-
darfsstoffe für ein großes Floß mit, das im Bedarfsfall montiert wurde, um von den Rettungsflößen ins Schlepptau genommen zu werden.

Auch diesmal wurde das Floß zusammen-
geheftet und herabgelassen. Als die Gefahr immer größer wurde und die Soldaten kaputt waren, so meuterten, nahmen der Kapitän, seine Offiziere, sowie die Passagiere der ersten Klasse in den Rettungsbooten Platz. Auf dem Floß befanden sich hundertzwanzig Soldaten unter dem Kommando des Schiffsführers Goudin und eines zweiten Offiziers, außerdem sechs-
undzwanzig Matrosen und eine Frau, die sich vor der Abfahrt mit einem Soldaten verheiratet hatte und ihren Mann nicht allein lassen wollte. Die Gattin des Kapitäns, sich in Sicher-
heit zu bringen, war so froh, daß man ver-
gah, die schon vorbereiteten Lebensmittel auf dem Floß zu verlassen. Im letzten Augenblick warf man einen Sack mit fünfzig Pfund Zwie-
back auf das Floß. Der Sack fiel ins Wasser, wurde zwar aufgefischt, aber der Inhalt war eine breiartige Masse geworden, die einzige Nahrung für die Schiffbrüchigen. Außerdem hatte man zwei Fässer mit Wein und ein Faß mit Wasser herabgelassen.

An die Mitleidlichkeit, daß Floß zu feuern und durch Ruder fortzubewegen, hatte man nicht ge-
dacht, auch hatte man kein Segel mitgenommen.

Zur Orientierung hatte man einen einzigen Kompaß, der aber bereits am ersten Tage über Nord ging. Allerdings hatte man das Floß an Seile gespannt, und die Rettungsboote sollten es gegen die Riffe bringen. Die Seile rissen. Im Rettungsboot, das den Kapitän und seine Offiziere mitgenommen hatte, wurde eine Beratung abgehalten. Die Offiziere waren dafür, zu dem Floß zurückzukehren und das Schicksal der auf ihm Befindlichen zu teilen. Einer der Offiziere, der Leutnant Espiau, warf sich ins Wasser und suchte das Floß schwimmend zu erreichen, ging aber unter. Als die anderen Offiziere Miene machten, ihm zu folgen, zog der Kapitän seine Pistole: „Der erste, der sich rührt, wird über den Haufen ge-
schossen! Wegen das Unmögliche können wir nicht anstreben!“

Die Rettungsboote erreichten nach einigen Stunden die Riffe. Das Floß wurde in ein Schicksal überlassen. Es befanden sich auf ihm 149 Männer und eine Frau. Trinkwasser und Zwieback reichten für einen Tag. Die Schiffbrüchigen hatten sich an den Balken fest-
gebunden, um nicht von den hochgehenden Wogen hinweggespült zu werden. Vor Anbruch der zweiten Nacht bereiteten sich die Hieher-
Erstbepfung und Hunger ein. Zwei Matrosen und ein Soldat warfen sich ins Wasser, wobei sie riefen: „Wir wollen die Riffe zu erreichen suchen, um Hilfe zu holen!“ Aber schon nach kurzer Zeit hörte man gellende Schreie. Schwarze Hosen leuchteten über das Wasser. Dämonische Qualen wärmten das Floß.

Am 7. Juli begann das Wenden. Man hatte den Soldaten vor ihrer Verfrachtung auf das Floß die Gewehre abgenommen und ihnen nur die Patronen gelassen. Die Soldaten, irrtümlich vor Durst, hobten die zwei Weinsäcke an. Nach einer Stunde waren die Fässer leer; darauf gab es bündert Betrunkene auf dem Floß. Sie warfen sich auf die Offiziere und schlachteten sie ab. Dann entkand ein Streit um die Frau. Man schlug ihren Mann nieder und warf ihn ins Wasser. Da sich ein Teil der Sol-

daten gegen die Aufrührer wendete, kam es zu einem wilden Handgemenge. Als der Morgen anbrach, waren fünfundsiebzig Soldaten und Matrosen verschwunden. Am 8. Juli begann Wahnsinn über die Unglücklichen zu freien. Einige Soldaten verübten Selbstmord. Man ließ die Leichen liegen und kam zu dem Be-
schluß, die Hälfte der Überlebenden über Bord zu werfen. Schließlich blieben auf dem Floß fünfzehn Mann zurück, fünfzehn Mörder!

Aber wenn sie auch ihren Hunger halbwegs stillen konnten, der furchtbare Durst machte sie fraktionslos. Sie lagen in halber Agonie bis zum 17. Juli. Gegen Mittag bemerkte die französische Brigg „Argus“ das Floß. Von den Soldaten waren inzwischen sechs gestorben. Die neun Überlebenden wurden gerettet. Drei kamen in ein Krankenhaus, das sie nicht mehr lebend verließen. Sechs erkrankten, wahre Jammer-
gehaltn, am 24. Februar 1817 vor dem Kriegs-
gericht, das sich in dem dänischen Hafen Ro-
sfort auf dem Admiralschiff versammelte.

Der Prozess begann am Abend, während ein heftiger Sturm das Schiff in allen Zugen er-
stittern ließ. Auf der Anklagebank lag der Kapi-
tän Durois de Chaumareys. Zwei seiner Offi-
ziere und die sechs Soldaten wurden als Zeu-
gen vernommen. Der Admiral Tulas hielt die Anklage, die für den Kapitän vernichtend war. Man warf ihm Unkenntnis und sträflichen Leichtsinns vor. Er wurde beschuldigt, sein Schiff und das Floß im Stich gelassen zu haben. Seine Verteidiger gaben die Sache verloren und be-
nützten sich, an die Milder der Richter zu ap-
pellen. Trotzdem lautete das Urteil auf Tod durch Erschießen.

Aber der Kapitän hatte in Paris einfluss-
reiche Beschützer. Das Unglückselige an den König hatte Erfolg; das Urteil wurde in De-
gradierung und drei Jahre Zerkert umgewan-
delt. Der Fall machte damals in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen. Das „tragische Floß“ wurde zu einem bisher noch nicht über-
botenen Sinnbild des Grauens.



Ein Sonntagsbraten für Bußtag !!

ff. Heilbuttfilet 500 gr -.98

ferner: frisch wie aus dem Netz:

Grüne Heringe	1500 gr	-.55
Schellfisch kl., o. Kopf	500 gr	-.38
Seelachsfilet	500 gr	-.44
Rotbarsfilet	500 gr	-.65

**Seehecht im Schnitt, Butt, Stint,
Hecht, Zander, Bresam usw.**



Verkaufsstellen:
 W.-Eih., am Neumarkt 20,
 Hochstr. 90, Kipdorf S. Bn.,
 Altmarkt 38, Durlitzerst. 60



50 Jahre Duisburger Oper

W. Duisburg, 14. November. Die Duisburger Oper trug am Sonntag aus Anlass ihres 50jährigen Bestehens ein besonders festliches Gepräge. Das Theater selbst war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Spitzen der Behörden, der Partei und ihrer Gliederungen waren vollzählig versammelt. Mit der Ouvertüre zur „Phigeneia in Aulis“ (Stück) eröffnete das unter der Leitung von Operndirektor Schleuning stehende Orchester den Festakt. Eine Dröll-Pfaff brachte mit ihrem weichen, schmeiglichen, warmen, süßen Alt drei Lieder zu Gehör.

Generalintendant Dr. Hartmann begrüßte sodann die Gäste und skizzierte die Entwicklung des Duisburger Stadttheaters.

Lebhaft begrüßt, nahm dann Generalintendant Frauensfeld (Berlin) das Wort zur Festrede. Immer sei eine Wechselbeziehung zwischen dem, der es schaffe, und dem, der es aufnehme, vorhanden. Diese Wechselbeziehung, ohne die ein Kunstwerk nicht sein könne, habe deshalb auch die eigene Gebundenheit der Kunst zur Voraussetzung. Gerade in den letzten Jahren seien wir uns dieser notwendigen Voraussetzung mehr und mehr bewußt geworden. So könne jedes Erlebnis die Kunst in sich selbst gestalten. Eine solche Kunst sei nicht die Angelegenheit Weniger, sondern der Gemeinschaft.

Dann gelangte das von Prof. Julius Weismann zur Jubiläumsfeier der Duisburger Oper geschriebene „Einmaliges Spiel“ zur Aufführung. Es ist, wie Weismann in einem kurzen Vorwort schreibt, in seiner Anlage und Gestalt in erster Linie musikalische Angelegenheit, gibt aber durch seine rhythmische Vielseitigkeit und gedragene Form Voraussetzungen für eine tänzerische Ausdeutung. Dieser recht schwierigen Aufgabe hatte sich die Ballettmeisterin Aida Hoff mit großem Geschick unterzogen. Die gesamte Tanzgruppe wirkte mit deren stilistische Leistungen wie auch in der Gesamtarbeit eine sorgfältige Arbeit der Ballettmeisterin und der Ausübenden erkennen ließen.

Dr. Fr.

39. legte einen Schornstein um

W. G. Reviges, 15. November. Am Samstagnachmittag wurde in Tonisheide der 39. Schornstein der Firma Roden & Erben von der Technischen Rothilfe Reviges umgelegt. Durch Umstellung auf Elektrizität war dieser 30 Meter hohe Schornstein, der eine Lebenszeit von fast 40 Jahre erreicht hat, für den Betrieb überflüssig geworden. Außerdem waren die erforderlichen Instandhaltungskosten zu hoch, so daß auf eine Erhaltung verzichtet werden mußte. Da sich für die Arbeiten eine Unternehmungsfirma



Photo: Elminghaus

nicht gefunden hatte, erklärte sich die Technische Rothilfe Reviges, unter Leitung von Stadtbauinspektor Bellhoff, bereit, die Umlegung des Schornsteins auszuführen. Große Vorkehrungen mußten getroffen werden: eine Gebäudewand mußte abgeklüftet werden. Die Vorarbeiten waren bereits in den vergangenen Wochen von der T. R. an den freien Samstagnachmittagen ausgeführt worden. Die Umlegung des etwa 75000 Kilogramm schweren Schornsteins erfolgte durch Abbrechen. Der Schornstein, der nach etwa 1/2 Stunde stürzte, fiel genau in der vorgeschriebenen Richtung und auf der vorgeschriebenen Stelle nieder. Diese praktische Übung gelang zur vollsten Zufriedenheit. Die große Anzahl Zuschauer, die sich zu diesem seltenen Ereignis eingefunden hatte, konnte befriedigt den Heimweg antreten. Die Mitglieder der T. R. waren am Abend im Saal Mühlentwieser zu einem Kameradschaftsabend zusammen, der einen ausgezeichneten und frohlichen Verlauf nahm.

156 Meter hoher Schornstein

Göttingen, 15. November. Ueber die starke Rauch- und Staubplage, die sich beim Gemeinschaftswerkstätten seit einiger Zeit besonders fühlbar gemacht hat, seitdem das Werk aemalante Rohle von der im benachbarten Brochdöbel liegenden Zeche „Alte Baale“ geliefert wurde, wurde in letzter Zeit von der Bevölkerung viel Klage geführt. Diesem Uebel soll nun gründlich zu Leibe gegangen werden. Das Werk will einen 156 Meter hohen Schornstein errichten lassen, und außerdem sollen alle Abzüge so geführt werden, daß kein Staubteilchen mehr an die freie Luft kommen kann.

Rheinlands Dichtepreisträger:

Wilhelm Schäfer

Im ehrwürdigen Kölner Gürzenich fand am Samstagnachmittag die Verleihung des Rheinischen Literaturpreises 1937 statt. Zu dieser Feier hatte sich eine große Zahl führender Männer aus Partei, Staat, Wehrmacht, staatlichen und städtischen Behörden, Wissenschaft und Kunst eingefunden. Nach dem Vertilgen der Leenoren-Ouvertüre von Beethoven, die von dem Städtischen Orchester unter Generalmusikdirektor

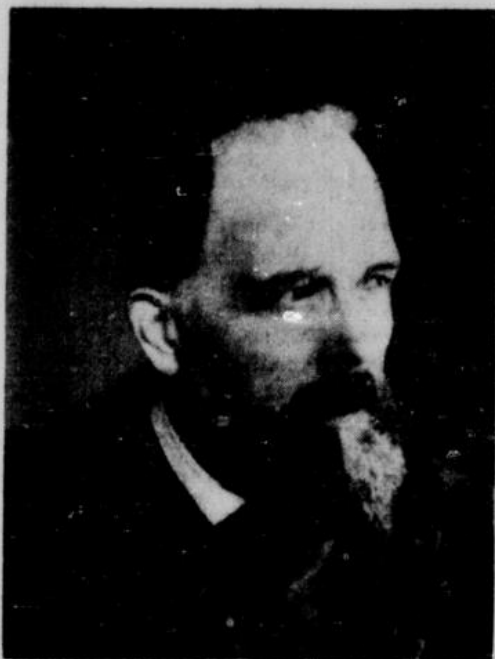


Photo: Archiv.

Jann gespielt wurde, führte Landeshauptmann Haake zur Verleihung des Rheinischen Literaturpreises u. a. aus: Alle, die in verantwortungsvoller Weise am Aufbau des Dritten Reiches mitarbeiten dürften, hätten die heilige Pflicht und die Aufgabe, den wahrhaft schöpferischen Kräften den Weg zu bahnen. Mit der Stiftung des Rheinischen Literaturpreises vor zwei Jahren habe er geglaubt, sich in den Dienst dieser erhabenen Aufgabe zu stellen. Dieser Preis solle eine Auszeichnung für ausgezeichnete Leistung sein. Er könne sowohl den besten deutschen Geistes in Zeiten allgemeiner Verwirrung zufließen, als auch den Vorkämpfern des neuen deutschen Geistes, des Geistes der nationalsozialistischen Bewegung. Wenn hätte er sich heute zu einem Dichter der jüngeren und jüngsten Generation bekannt, doch glaube er, heute noch nicht das Recht dazu zu haben. Wenn auch viele Dichter in ihren Werken ihre tiefe Verbundenheit mit dem Rheinland bekundeten, so glaube er doch, daß nur einer als Inbegriff des rheinischen Dichters deutscher Nation zu gelten habe: Wilhelm Schäfer. Dieser Dichter habe sich zeitlebens be-

müht, ein Volksschriftsteller zu sein, und habe, fern aller persönlichen Rührung, stets sein Ziel in der Gemeinschaft gesehen. Im wahren Sinne des Wortes müßte Wilhelm Schäfer als lebendiger Träger des rheinischen Geistes angesprochen werden. In stetem Kampf habe er den Schicksal des deutschen Dichters in den Jahren des Verfalls rein gehalten und die Jungen ermahnt, sich als Diener des Volkes zu fühlen.

Mit tiefbewegten Worten dankte Wilhelm Schäfer für die ihm zuteil gewordene Ehrung, auf die er deshalb so stolz sei, weil damit sein Schaffen für die rheinische Heimat anerkannt werde. Er schilderte dann die vielen Gründe, die ihn zum Schreiben seines Werkes „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“ veranlaßt hätten, und führte dazu aus, daß ihm die Aufrüttelung des deutschen Volkes in den Jahren der Schmach und Schande als Aufgabe und Ziel vorgezeichnet habe. Wilhelm Schäfer kündigte dann die Veröffentlichung des neuen Werkes „Theoderich“ an, das das Leben eines der größten Gestalten der deutschen Heldensage zum Inhalt habe. An die jüngeren Dichter gewandt, schloß Wilhelm Schäfer: „Es ist ein Dienst am Volke, zu dem Ihr berufen seid! Deshalb ist auch unser aller Verhältnis zum Staat nicht das, was wir Hilfe heischend fragen, was kann der für uns tun, sondern — was müssen wir für ihn tun?“

*

Wilhelm Schäfer wurde am 20. Januar 1868 in Ottrau im Veltischen geboren. Er stammt aus einer alten Bauernfamilie. Da sein Vater an den Niederrhein verzog, wuchs Schäfer in der niederrheinischen Landschaft auf, die auch seine ersten schriftstellerischen Versuche — er war damals Lehrer — bestimmt hat. Im Jahre 1895 erlitt er einen Schlaganfall, „Mannsleut — Weiterwälder Bauerngeschichten“, die deutlich unter dem Einfluß Dornrosens standen. Damals entstanden auch seine Theaterstücke, von denen einige („Dorothée“, „Düffeldorf 1801“) zur Ausführung kamen, aber wenig Erfolg hatten. Einen neuen Antriebs und eine neue Richtung erhielt Schäfers Schaffen durch seine Beschäftigung mit Johann Peter Hebel. Unter dem Einfluß Hebels und des „Rheinischen Hausfreundes“ erfolgte die Gründung der Zeitschrift „Die Rheinländer“, die Schäfer zunächst im Selbstverlag erscheinen lassen wollte, weil seiner das Risiko dieses Unternehmens tragen wollte.

Im Selbstverlag erschien auch vor nunmehr dreißig Jahren sein erstes Anekdoten-Bändchen, und drei Jahre später wurde eine neue Sammlung, „Dreizehn Anekdoten“, ein großer buchhändlerischer Erfolg. In diesen Arbeiten, die Schäfer den Beinamen eines „zuchtvollen Goldschmiedes des schönen Wortes“ eintrugen, ist, wie ein tiefer schürfender Betrachter sagt, sein Bestreben darauf gerichtet, aus scheinbar kleinlichen Begebenheiten bedeutende Sinnbilder des Lebens zu machen und sie so als würdig erscheinen zu lassen, in dem Gedächtnis

der Menschheit aufbewahrt zu bleiben. Schäfer nahm den Stoff aus der Geschichte, aber auch aus der Gegenwart, und in den „Rheinischen Anekdoten“, die im ersten Anekdotenband erschienen, gab er bekannten Stoffen, die sich von Mund zu Mund und vom Hof auf den Hof weiterverbreitet hatten, ihre letzte, bis ins Äußerste gedragene Form. Diese Anekdoten und Sagen haben die Grundlage zu seinem Ruhm gelegt, und an diese Arbeiten denkt der Leser, wenn er den Namen Wilhelm Schäfer nennen hört.

Das ist um so bemerkenswerter, um so beachtlicher, als Schäfer eine ganze Reihe anderer Erzählungen geschrieben hat, von der 1894 erschienenen „Die Anekdoten“ (1901) bis zu dem Roman vom Fabrikanten Anton Hellbarz und der Geschichte vom Manne namens Schmitz (1933), von dem großen Penzloszi-Roman „Lebensstunde eines Menschenfreundes“ (1905), der als einer unserer besten Entwicklungs- und Erziehungsromane bezeichnet werden darf, bis zu den „Dreizehn Büchern der deutschen Seele“, die aus dem Erlebnis des Weltkrieges entstanden sind, und zu den „Deutschen Mäden“ aus dem Jahre 1933.

In einem „Lebensabriß“, der schon 1918 erschien, hat Schäfer selbst das Wichtigste über sein Schaffen und über die Absichten seines Schaffens ausgeführt. Jetzt, mit fast 70 Jahren, hat er ein neues Anekdotenbuch, „Im Wandel der Zeiten neuer Anekdoten“ (im Verlag Langen-Müller, München) herausgegeben.

Furchtbares Unglück

W. G. Schweim, 15. November. Ein furchtbares Unglück ereignete sich im Laufe der Wirtschaftskrisen in der Hermann-Göring-Straße. Die Frau Walter Dahn, die dort als Putzfrau beschäftigt ist, stellte eine Dose Vohnerwachs zum Erwärmen auf den Küchenherd. Der Inhalt der Dose explodierte plötzlich, weil die Frau den Behälter hin und her bewegte. Es schoß eine hohe Stichflamme hervor und das glühende Wachs ergoß sich über die Frau, die am ganzen Körper im Augenblick in hellen Flammen stand. Nur mit Mühe gelang es, die Flammen zu ersticken, da die Frau in ihren furchtbaren Schmerzen um sich schlug. Die Frau wurde mit entzündeten Brandwunden ins Krankenhaus gebracht. An ihrem Aufkommen wird gezweifelt. Dieser Vorfall sollte wieder einmal zur Warnung dienen. Vohnerwachs darf niemals auf den Herd gestellt werden oder mit offenem Feuer in Berührung kommen.

Ein Neh im Damenfrisier-Salon

W. G. Heiligenhaus, 14. Nov. Am Samstagnachmittag ereignete sich hier ein einziger Vorfall. Dort, wo die Reitwägen und Hindenburgstraße in die Hauptstraße münden, kam ein prächtiges Neh in großen Sähen die Hindenburgstraße heraufgefahren und rannte schnur gerade in die Schaufensterheide eines Damenfrisier-Salons und mit einem Satz über den Schaufenster. Als der Besitzer, der durch den Krach aufmerksam gemacht worden war, in den Salon kam, lag das todwunde Neh hin und her. Die hinzugelassenen Nachbarn brachten das Tier heraus, wo es dann, weil es durch die Schnittwunden blutüberströmt war, abgeschlachtet wurde. Durch diesen Vorfall hatten sich schnell Hunderte von Zuschauern eingefunden.

Ein Gaunerstück

Der Dieb leiht dem Betroffenen dessen Geld

Trier, 15. November. Ein Gaunerstückchen, wie es dreister und raffiniert nicht ausgeführt werden kann, leistete sich ein 24jähriger junger Mann vom Hochwald, der in einer Trierer Bäckerei arbeitete. Er half auch gelegentlich beim Verkauf im Ladengeschäft aus und bediente zeitweise die Kasse. Nachdem er einen Monat gearbeitet hatte, stellte der Bäckermeister fest, daß seine Einnahmen immer mehr zurückgingen, obwohl die gleiche Menge Ware verkauft wurde. Es kam hierüber zwischen dem Bäckermeister und seinem Gehilfen zu einem Gespräch, in dessen Verlauf sich der Gehilfe bereit erklärte, seinem Meister aus seiner Geldverlegenheit zu helfen und ihm einen größeren Betrag zur Verfügung zu stellen, den er angeblich von seiner Frau erhalten könne. Der Einnahmerückgang wurde schließlich aber doch so groß, daß der Bäcker die Kriminalpolizei verständigte, der es recht bald gelang, Licht in diese Angelegenheit zu bringen. Die Beamten stellten fest, daß der junge Mann jeden Tag 20–30 RM. aus der Kasse entnahm und dieses Geld dadurch anlegte, daß er es dem Bäckermeister gegen Zinsvergütung zur Verfügung stellte. Nach anfänglichem Leugnen gestand der Gehilfe ein, innerhalb von drei Monaten rund 2400 Mark gestohlen zu haben.

„Fliegende Geflügelfarmen“

Futtereinsparung und zugleich Schädlingsvertilgung

In der Umgebung von Neuf, insbesondere im Landkreis Gredendroich-Neuf, sieht man nach der Erntezeit hier und da kleine „fliegende Geflügelfarmen“ auf den Feldern. Es sind das die von den Bauern benutzten Fühnerwagen, die für die Futtereinsparung und für die gesunde Aufzucht der Hühner eine große Rolle spielen. Die Aufzucht derartiger Wagen wird daher auch seit einigen Jahren von der Landesbauernschaft durch Zuschüsse gefördert. Die Fühnerwagen werden besonders für die Aufzucht von Junggehennen verwendet.

Die günstigste Zeit für die Benutzung der Wagen ist die Zeit der Körnerernte. Morgens in der Frühe werden die im Wagen befindlichen Junggehennen von Pferden, die sowieso bei den Erntearbeiten beschäftigt werden, mit auf Feld genommen. Der Wagen wurde auf den Stoppelfeldern aufgestellt. Hier fanden die Junggehennen so viel aus den Ähren ausgefallene Körner, daß eine Fütterung überhaupt nicht erforderlich war. Der freie Auslauf und die auf dem Felde gefundene abwechslungsreiche Nahrung bewirkten, daß die Tiere gesund und widerstandsfähig wurden. Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Hühner an den Wagen gewöhnen, der morgens aufs Feld hinausgeführt wird und abends wieder mit ins Gehöft genommen wird. Bei Beginn der Dämmerung „verfügen“ sich die Hühner nach altem Führerbrauch wie

auf Kommando in den Wagen. Nur dann und wann ist es notwendig, einigen Außenseilern noch etwas nachzuhelfen.

Doppelt erfolgreich erwiesen sich die „fliegenden Fühnerfarmen“ im Spätherbst. Wenn gepflügt wird, sieht man die Junggehennen hinter der Pflugspitze herlaufen und emsig die Engerlinge und Würmer aufpicken. Der Acker wird



Bild: Krüppel.

dadurch von vielen Schädlingen befreit. Selbst bei der Aushebung der Rückerben nehmen die Hühner die Gelegenheit wahr, ihre Körnermahlzeit durch Engerlinge oder Würmer abwechslungsreicher zu gestalten. Die Aufzucht durch dieses System macht sich nicht nur in der verbilligten Fütterung und in dem Rufen der Schädlingsvernichtung bemerkbar. Es werden durch den „freien Auslauf“ auch tüchtige Legehennen erzogen.

Chlorodont

bei gleichbleibender höchster Qualität

neue Preise:

Tube 30 Pf. — jetzt 40 Pf.

„ 80 „ — „ 75 „

Japan kündigt neuen Großangriff an

Zwei Divisionen bei Schanghai gelandet — Nantao brennt noch immer

Tokio, 14. November. (Drahtb.) Die gesamte Sonntagspresse feiert in Sonderausgaben das „überraschend schnelle und erfolgreiche Fortschreiten der Kämpfe im Norden und an der Front von Schanghai“. In einer Erklärung zu einem Kommuniqué des Kriegsministeriums heißt es, daß zur Zeit mit neuen Kräften ein Großangriff eingeleitet wird, dessen strategisches Ziel die Stellung nördlich und südlich Sutichau darstellt.

Zusammenfassend kommt in der gesamten Presse zum Ausdruck, daß Japan fest entschlossen ist, diesen Feldzug mit allen Mitteln durchzuführen. In Nantao müsse man wissen, daß es halbe Schillinge nicht mehr gäbe, sondern daß vielmehr die japanische Armee ohne Rücksicht auf die Dauer der Feindseligkeiten eine klare Lage zwischen Japan und China und damit den endgültigen Frieden im Fernen Osten erzwingen werde.

× Schanghai, 14. November. (Eig. Drahtb.) Nach der am Samstagmittag erfolgten Belegung von Kiating, eines wichtigen Punktes in der sogenannten chinesischen „Hindenburglinie“ im Norden Schanghais, vermochten die Japaner im Laufe des Sonntags Luho und Taifang, nördlich von Kiating, einzunehmen. Ferner gelang es ihnen, am Samstag mit Unterstützung von Kreuzern, Zerstörern, Minenbooten und U-Booten an der Mündung des Paimao-Flusses in den Yangtse, etwa fünfzig Kilometer oberhalb der Einmündung des Wangu, ungefähr zwei Divisionen in das Land, die sich in den späten Abendstunden des Samstags in westlicher Richtung landeinwärts bewegten. An der Bahnlinie Schanghai-Nantao haben die Japaner ebenfalls Fortschritte erzielt. In Sutichau, dem chinesischen „Benedig“, haben die Chinesen ihre Truppen verstärkt. Japanische Flugzeuge haben über der Stadt Flugblätter abgeworfen, in denen die Bewohner aufgefordert werden, die Stadt innerhalb kürzester Zeit zu räumen.

Die Lage in der Schanghai-Chinesenstadt Nantao hat sich kaum verändert, d. h. die Stadt ist noch immer ein riesiges Flammenmeer. Die französischen Behörden haben umfangreiche Maßnahmen getroffen, um ein Übergreifen der Brande auf die französische Konzeption zu verhindern. In den Morgenstunden des Sonntags flogen in Nantao mehrere Pulvermagazine in die Luft und erschütterten erdbebenartig die ganze Umgebung.

China braucht Hilfe

Zeitschriften Wellington Roos in Brüssel

Brüssel, 13. November. (Drahtb.) In der nichtöffentlichen Sitzung der Ständigen Konferenz erläuterte der Vorsitzende Spaak heute mittags Bericht über die japanische Antwort. Hieraus ergab sich der chinesische Delegierte Wellington Roos das Wort zu einer Erklärung, in der er ausführlich auf die Argumente der japanischen Antwort einging und zum Schluß eine „gemeinsame Aktion“ der anderen Konferenzmitglieder auf moralischem, materiellem und wirtschaftlichem Gebiet beantragte. China brauche materielle Hilfe, um seinen Widerstand fortsetzen zu können.

Der französische Außenminister Delbos stellte in seiner Rede fest, daß mit dem Appell an Japan kein anderer Wunsch verbunden gewesen sei, als den beiden Mächten zu helfen, durch eine gütliche und wirksame Verständigung den zwischen ihnen bestehenden Konflikt beizulegen. Der Friede in Ostasien sei an die Achtung vor dem internationalen Recht gebunden.

Ähnlich sprach der englische Außenminister Eden, der im übrigen auf die besonderen Interessen Englands in Ostasien hinwies und erklärte, er könne der Auffassung nicht zustimmen, daß der Konflikt allein China und Japan angehe. Die britische Regierung könne keinen anderen Grund als den des internationalen Rechts anerkennen. Zur japanischen Antwort im besonderen erklärte Eden, England würde es außerordentlich begrüßen, wenn Japan sich zu einer Aussprache bereitgefunden hätte. Die Konferenz habe nun die Aufgabe, die internationale Lage zu prüfen. Norman Davis, der Führer der amerikanischen Delegation, vertrat ähnliche Gedanken wie Delbos und Eden. Er sprach die Hoffnung aus, daß Japan doch noch an dem Werk der Konferenz mitarbeite.

Zum Schluß der nichtöffentlichen Sitzung sprach der italienische Delegierte Graf Aldo Brandi Mareseotti. Er erklärte, daß er

mit verschiedenen der heute betonten Grundgedanken einverstanden sei, insbesondere der Notwendigkeit, den Frieden aufrechtzuerhalten bzw. wiederherzustellen. Aber seine Vorrede hätten auch Dinge vorgebracht, die über den Auftrag der Konferenz hinausgingen. Er frage die Konferenz, was noch zu tun übrig bleibe.

Befohlene Hege

Von unserer Berliner Schriftleitung

Wenn man sich die Namen der Pariser Zeitungen betrachtet, die wie auf Kommando einen Angriff gegen die polnische Regierung gerichtet haben, dann findet man, daß es dieselbe Front ist, die in gewissen Abständen zu Angriffen gegen Deutschland schreitet. Blätter wie „Humanité“, „Populaire“, „Deuxième“ und „Echo de Paris“ stehen in derselben Reihe wie „Mandchou Guardian“ und „Daily Worker“, die mit nur kleinen persönlichen Abweichungen immer dieselben abgeschmackten Behauptungen über Deutschland aufstellen pflegen. In politischen Kreisen weiß man seit langem, daß es sich hier um von Moskau kommandierte und bezahlte Subjekte des französischen Journalismus handelt, die die Aufgabe haben, die sowjetrussische Außenpolitik mit der „Freiheit der Presse“ zu unterstützen.

Auch die Hintergründe der unfürhigen Behauptungen von angeblichen Staatsfeind-

geklaffen in Polen deuten auf Sowjetrußland hin. Selbstverständlich ist die innere Ordnung in Polen durchaus stabilisiert, da die polnische Regierung über starke Stützen in allen Kreisen der Bevölkerung verfügt. Nachdem aber die Massenhinrichtungen in der Sowjetunion zu argen außenpolitischen Mißerfolgen geführt haben, braucht der sowjetrussische Außenkommissar Litwinow-Rustekow aus durchsichtigen politischen Gründen irgendeinen außenpolitischen „Erfolg“. Die Salbe der Verdächtigungen Deutschlands und Italiens ist längst abgewischt. Deshalb verließ Litwinow auf die Idee, den französischen Außenminister Delbos zu einem Besuch nach Moskau zu bewegen. Als dies fehlgeschlug, mag Litwinow gefühlt haben, daß sich seinem Genie die kalte Öffnung des Pistolenlaufes eines G.P.U.-Beamten nähert. In offenkundiger Verzweiflung suchte er nach irgendeinem neuen bolschewistischen Verwirrungsmanöver und kam auf den Gedanken, den von ihm bezahlten französischen Journalisten eine Hege gegen Polen zu befehlen.

Polen hat sich bereits gegen die sowjetrussischen aus Frankreich stammenden Verleumdungen energisch zur Wehr gesetzt; die polnische Presse hat die enge Verbindung zwischen gewissen französischen Journalisten und Moskau aufgedeckt. Vielleicht wird an diesem neuen Beispiel bolschewistischer Hege der Weltöffentlichkeit wieder einmal klar, daß die Ziele der sowjetrussischen Außenpolitik lediglich internationale Verwicklungen und Verwirrungen sind. Dabei entbehrt es nicht eines gewissen delikaten Geschmacks, wenn man feststellen kann, daß, wie in diesem Falle, französische Zeitungen auf Befehl Moskaus gegen Frankreich schreiben. Denn die Absicht der bolschewistischen Machthaber war doch wohl, zwischen Frankreich und Polen Unfrieden zu stiften.

Wieder sieben Tote in Jerusalem

Feuerüberfälle und Bombenanschläge reihen sich nicht ab

× Jerusalem, 14. November. (Eig. Drahtb.) Jerusalem hat einen schwarzen Sonntag erlebt. Bei Zusammenstößen, Bombenanschlägen und Überfällen wurden sieben Personen getötet und zahlreiche verletzt. In einem Falle wurden Juden von Arabern öffentlich gehängt. Vier Juden wurden dabei schwer verletzt. Man nimmt an, daß diese Steinigung die Antwort der erregten Araber auf die Erschießung von zwei Arabern im jüdischen Viertel von Jerusalem ist. Der folgerichtige Feuerüberfall ereignete sich in einem Außenbezirk, als ein Autobus auf der Straße Jarra-Jerusalem von unbekannten Tätern regelrecht unter Feuer genommen wurde. Bei dem Feuerüberfall wurden drei Araber, ein Mann und zwei Frauen, getötet. In dem Außenbezirk Rumma wurde ein Bombenanschlag verübt. Dabei wurden drei Araber verwundet. Ein zweiter Bombenanschlag ereignete sich im Stadtzentrum; hier kamen keine Menschenleben zu Schaden.

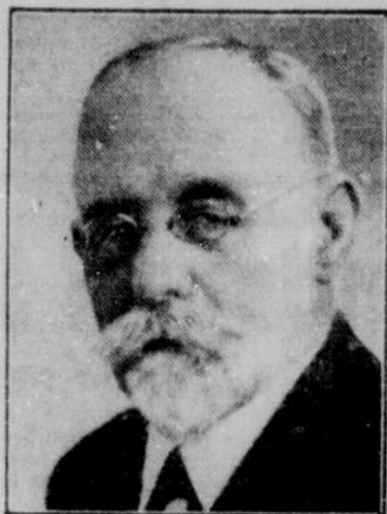
In der Nacht zum Sonntag ist ein Araber, der im Verdacht des Waffenschmuggels stand, in der Jericho-Road von der Polizei erschossen worden, weil er einen Anruf der Polizeibeamten nicht beachtet hatte.

Das Ausmaß dieser seit langem nicht mehr an einem Tage in Jerusalem erlebten politischen Zusammenstöße hat nicht nur zu zahlreichen Verhaftungen, sondern auch zu Sondermaßnahmen der Mandatspolizei geführt. Die Straßen der Stadt werden ständig von Polizeifreien im Panzerwagen durchfahren. Der vor-

wentigen Tagen verhängte kleine Belagerungszustand bleibt weiter in Kraft. Alle in die Stadt einfallenden oder die Stadt verlassenden Automobile werden von Polizei überwacht. In Bethlechem entdeckte die Polizei in der Nacht zum Sonntag eine regelrechte Munitionsfabrik und ein Waffenarsenal, das für Terrorzwecke angelegt war. Zwei Araber wurden im Zusammenhang mit dieser Aufdeckung verhaftet.

Marxisten-Forderungen in Warschau

Warschau, 14. November. (Drahtb.) Der polnische Staatspräsident hat am Samstag eine Abordnung der polnischen sozialistischen Partei empfangen, die dem Staatsoberhaupt eine Denkschrift überreichte und daran eine Aussprache knüpfte. In der Denkschrift hatten die Marxisten ihre innen- und außenpolitischen Ansichten niedergelegt. Es wurden Forderungen auf Grund einer abgeänderten Wahlordnung und außenpolitisch ein völliger Kurswechsel in marxistischem Sinne gestellt. Die Forderung dieses Empfanges hat in der ganzen polnischen Presse starke Beachtung und sehr verschiedene Auslegungen erfahren. Am marxistischen Lager ist auf die Genugtuung über den Empfang schon nach wenigen Stunden Randzeit gefallen: Eine Extrausgabe des den Marxisten nahestehenden „Biennik Ludowy“ wurde gestern in den späten Abendstunden beschlagnahmt. In einer amtlichen Verlautbarung wurde zur Begründung dieser Maßnahme darauf hin-



Adolf Bartels 75 Jahre alt

Der Literatur-Historiker Professor Adolf Bartels, der Vorkämpfer einer rassistisch wertenden Literaturgeschichte, der am 1. Mai d. J. vom Führer den Adlerschild erhielt, begeht am 15. November seinen 75. Geburtstag.

Scherl-Bildredaktion-M (2)

gewiesen, daß das Blatt einen Kommentar zu dem Empfang beim Staatspräsidenten veröffentlicht habe, der so ausgelegt werden könne, als ob der Staatspräsident zu der überreichten Denkschrift positiv Stellung genommen hätte. Da dies nicht dem Verlauf der Audienz entspricht, sei die Extrausgabe beschlagnahmt worden.

Der Umsturz in Brasilien

Erklärung des Außenministers

Rio de Janeiro, 14. November. (Drahtb.) Der Minister hat beschlossen, den Kampf gegen den Kommunismus energisch fortzusetzen. Der Justizminister ist mit der Ausarbeitung gesetzlicher Maßnahmen zur Unterdrückung der bolschewistischen Wühlarbeit beauftragt worden.

Außenminister Brandao hat Vertretern der ausländischen Presse die Tragweite der neuen Verfassung erklärt. Er betonte dabei, daß ihre Verkündung durch die anwachsende Bedrohung Brasiliens durch den Kommunismus veranlaßt worden sei. Diese autoritäre Verfassung stelle die Grundlage für eine Erneuerung des Staates nach reinen brasilianischen Grundsätzen und Anschauungen dar. Der Außenminister ging dann auf die außenpolitische Haltung der Regierung ein. Brasilien werde in der Außenpolitik an den bisherigen, geopolitisch bedingten Leitlinien festhalten. Allgemein sei festzustellen, daß in den Beziehungen zu anderen Mächten der Grundsatz der Gleichberechtigung maßgebend sei.

Auf die Einstellung des Schuldenzinses eingehend, erklärte der Minister, daß die Regierung durch die allgemeine Lage und durch die Sorge um ihre Wirtschaft zu diesem Schritt gezwungen worden sei. Diese Maßnahme schließe jedoch nicht aus, daß die Frage im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten neu geregelt werde. Sie bedeute auch nicht eine einseitige Behandlung der Gläubiger, deren Ansprüche eingehend zu prüfen die Regierung jederzeit bereit sei. Die Neuorientierung solle unter keinen Umständen zu einer Ausschaltung der Mitarbeit ausländischen Kapitals an der Erschließung des Landes führen.

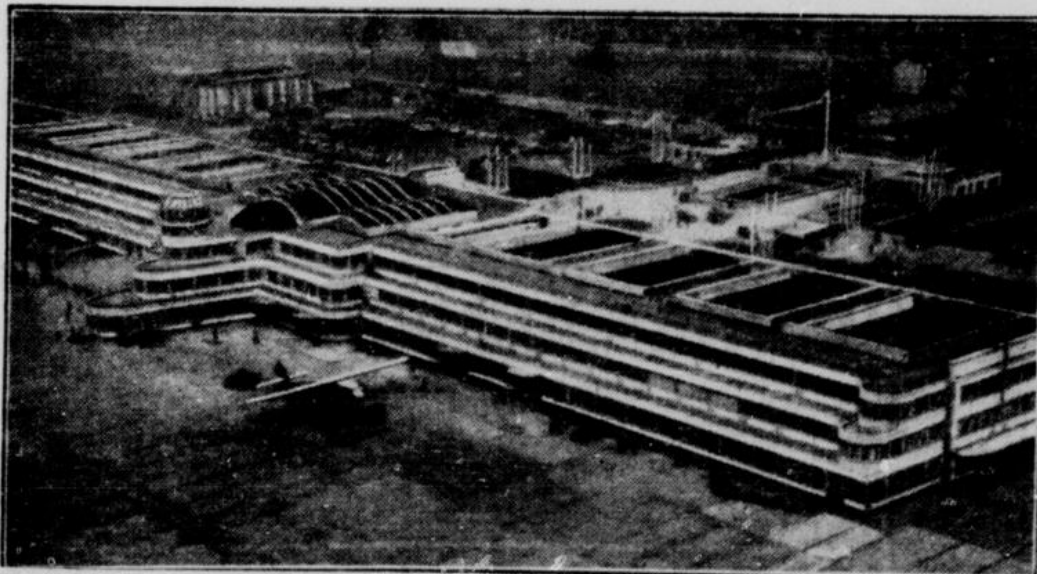
Kampf gegen den Kommunismus auch in Argentinien

Buenos Aires, 14. November. (Drahtb.) Das argentinische Innenministerium hat auf Grund der Vereinbarungen des Panamerikanischen Post-Union-Kongresses die Postbeschränkung aller Schriften und Drucksachen kommunistischer Tendenz verboten. Auch die Verteilung und Unterbringung zur Verbreitung derartiger Literatur im Ausland oder im Ausland hergestellter Schriften ist unter Verbot gestellt worden.

Die Bauarbeitergewerkschaft und verwandte Gewerkschaften haben beschlossen, am Montag im ganzen Land einen 24stündigen Streik durchzuführen. Anlaß ist die Tatsache, daß mehrere Gewerkschaftsbüros wegen heftiger Tätigkeit des Landes verwiesen worden sind. Die hiesige Polizei hat auf den Streikbeschluss hin zahlreiche Gewerkschaftsbüros geschlossen.

Ungarns Studenten fordern ein Jugendgesetz

Die Studentenfürer des größten ungarischen nationalen Studentenverbandes „Tutur“ hielten in Ledenburg eine Landesversammlung ab, auf der besonders zur Jugendfrage wichtige Beschlüsse gefaßt wurden. Der „Tutur“-Verband beschloß für das kommende Jahr die Organisierung einer durchgehenden kraftvollen Bewegung, die die Schaffung eines Gesetzes durchsetzen soll, das das Jugendtum als geordnet dastehende Klasse erklärt.



Der neue Flughafen Le Bourget wurde eröffnet

Die Neubauten auf dem Pariser Flughafen wurden soeben in Gegenwart des Staatspräsidenten Lebrun feierlich eröffnet. Diese Luftaufnahme vom neuen Hauptgebäude zeigt die große Ausdehnung des Baues, der eine Länge von 230 Meter hat und in der sämtliche Dienststellen des Flugbetriebs sowie die Flugzeughallen untergebracht sind. Auf der Terrasse der langen Halle haben 4000 Zuschauer Platz.

SEIFE
303
3 St. 853

PALMOLIVE

PALMOLIVE

SHAMPOO
183

PALMOLIVE

ermässigt die Preise!

PALMOLIVE

Rasier-Creme
453
RM 1.-

PALMOLIVE

RASIER-SEIFE
553

Endspiel Schalke - Fortuna in Sicht?

Die vier großen Pokal-Favoriten sind in die Vorschlußrunde eingezogen

Da haben wir also die Runde der Vier und ihre Zusammenfassung sieht genau so aus, wie man es vermuten mußte, überall haben die favorisierten Heimmannschaften gewonnen. Drei von ihnen sehr glatt und eindeutig, denn in Dresden bei TSC. - W. Stüttgen hieß es 3:1, in Schalke, wo der Berliner SV. 92 gegen den Meister antrat, ebenfalls 3:1 und in Düsseldorf bei Fortuna gar 4:1. Nur in Mannheim ging es knapp auf Knapp, und die Mannen um Siffing und Heermann waren schließlich heilfroh, als sie diesen Pokalführer, die tapferen Dortmunder Borussia, mit August Benz als Anführer glücklich 4:3 aus dem Wettbewerb geworfen hatten.

Also Schalke - Fortuna - Dresdner SC. - Waldhof

Wie wird nun die Paarung für die Vorschlußrunde lauten? Es gibt etliche Möglichkeiten, aber eine davon wollen wir als absurd einmal ganz beiseite lassen, die nämlich, daß Schalke gegen Fortuna und Dresden gegen Waldhof gestellt würde. Die einzig richtige Lösung, die sowohl moralisch wie spielerisch zu rechtfertigen ist, heißt:

Schalke 04 - Waldhof
Fortuna - Dresdner SC.

Wenn es so kommt - und bei vernünftiger Überlegung kann es eigentlich gar nicht anders kommen - wird das Endspiel mit dem großen Wahrscheinlichkeit Schalke mit dem Sieger des anderen Spiels, also entweder Dresden oder Fortuna zusammenbringen. Und jede Paarung wäre eine Bombe!

Dresden schloß besser

3:1 (2:0) gegen W. Stüttgen

W. Dresden, 14. November. (Drahtb.) Einen eigenartigen Rahmen erhielt dieses Pokalspiel im Kitzberg. 25 Minuten nach Spielbeginn setzte heftiges Schneetreiben ein und erst in der letzten Viertelstunde war die Sicht wieder ganz klar. Man sah so kein technisch wertvolles Spiel, zumal beide Mannschaften mit bestem Körperlichem Einsatz an ihre Aufgabe herangingen. Durch die bessere Leistung der Angriffstreife blieb Dresden mit 3:1 (2:0) siegreich.

Überraschend kam in diesem Spiel Schönd nicht allzu sehr zur Geltung, da der gegnerische Mittelfeldler ihn sicher bewachte.

Tapfere Borussia!

4:3 (3:2) für den W. Waldhof

W. Mannheim, 14. November. (Drahtb.) Borussia Dortmund brachte mit ihrem unverwundlichen Kampfsinn den W. Waldhof in eine wenig angenehme Lage. Es lag zeitweise böse für die Waiden aus, obwohl sie den besseren Fußball spielten. 10.000 Zuschauer wohnten dem Treffen im Mannheimer Stadion bei. Ausschlaggebend waren die Schwächen in der Dortmunder Abwehr. Waldhof nutzte das in der 10. und 11. Minute geschickt aus. Bueri köpfte den linksaußen Waldinger in einen hohen Ball unbedrängt ein, dann hatte der Rechtsaußen Gerbold mit schönem Schuß im Anschluß an einen Freistoß Erfolg. Zukasiewicz holte durch einen Nachschuß aus 20 Meter Entfernung in der 19. Minute ein Tor auf. Dann verwirkte der Dortmunder Verteidiger Heine einen Elfmeter, den Siffing sicher verwandelte. Benz ging mit einer Zeitvorlage schön durch, umspielte die Mannheimer Abwehr und stellte das Ergebnis bis zur Pause auf 3:2. Kritisch wurde es für Waldhof, als der Rechtsaußen Verbeide zehn Minuten nach der Pause den

Ausgleich erzielte. Siffing verschoß einen Elfmeterball. Er machte das aber in der 26. Minute durch ein prächtiges Tor wieder gut. Von der Strafraumgrenze aus schoß er eine Kugel des Rechtsaußen unhaltbar ein. Einen Elfmeterball für Dortmund schoß Zukasiewicz, aber Draß hielt den schweren Schuß ausweichend.

net. Benz litt unter einer Verletzung, und so kam Dortmund im Sturm nicht mehr so recht auf Touren.

Dortmund hatte in Leonhard, Benz und Zukasiewicz die besten Kräfte. Bei Waldhof war Heermann überaus. Siffing ließ gegen Schluss nach. Schok aber das wichtige vierte Tor.

Hoffnungsvoll, aber noch nicht meisterlich

Fortuna Düsseldorf - BC. Hartha 4:1 (0:0)

Die Art, wie Fortuna Düsseldorf sich gestern gegen den sächsischen Meister durchgesetzt hat, läßt unsere niederrheinischen Pokalendspiel-Hoffnungen anschwellen. Das soll nun nicht heißen, daß Fortuna einen restlos meisterlichen Ball gespielt habe, dazu waren die Fehler im Angriff trotz der vier Tore wieder zu zahlreich. Dem kleinen Zwolanowski war es verdammt, den heute für Fortuna psychologisch wichtigen ersten Treffer zu schießen, mit dem Erfolg, daß dieser kleine Mann, dem man lange Zeit seinen Platz mehr in der Mannschaft eingeräumt hatte, sein Herz auf einmal wieder fand.

Die Gedanken zur Pause treffen nur um eine Frage: Ob es den Fortunen gelingt, diesmal ein paar Tore mehr zu schießen als gewöhnlich? Mit Hartha als Sieger rechnet niemand. An die Möglichkeit, daß der sächsische Meister seine Reserven für einen kraftvollen Endspurt aufbewahrt haben könnte, denkt keiner unter den 10.000 im weiten Oval der Kampfbahn.

Fortuna ist nicht mehr aufzuhalten.

Von Robierst, der noch einmal einige Sachen aus der alten Zeit auspackte, gehen die meisten Angriffe aus. Er hat Glück, daß sein Gegenspieler es mit der Deckung des früheren Nationalen nicht sehr genau nimmt. Ein Fouls an ihm, das Freistoß bringt, nutzt Gzika zu einer weichen hohen

Vorlage aus, Heibach steigt hoch und nicht den Ball dem schufertig stehenden Zwolanowski auf den Stiel - 2:0 für Fortuna. Die Stimmung in dem bis dahin merkwürdig kühlen Rund wächst.

Die Fortunen spielen sich in ihre beste Laune und der Gegner kann sich nur durch unreine Mittelchen retten. Einmal wird Janes nach vorn beordert, einen Freistoß auszuführen. Mit dumpfer Macht knallt das Leder gegen die Latte, aber auch das kann einen hohen Sieg des Niederrheinmeisters nicht mehr verhindern. Eine Ecke, die zweite oder dritte in diesem Spiel für Fortuna, wird von Albrecht sauber hereingehoben, wieder ist Heibach mit dem Kopf unter dem Ball und sein ins untere Eck gezielt springt der Ball über die Linie: 3:0. Den Schluß macht Robierst. Mit einem langen, fatten Schlag bewingt er den tapferen Hüter der Sachsen zum vierten Mal.

Zum Schluß, als die Fortunen das Rennen beendet haben und sich ein wenig gehen lassen im Tempo, beherrschen die Sachsen das Spiel. Schnell haben die Sachsen ein Tor aufgeholt. Eine gefühlvoll hereingehobene Ecke von links verwandelt der Mittelfeldspieler Mäner mit Kopf, schuß, für Reich unhaltbar, in die lange Ecke. Um Unruhe zu stiften in den Reihen der Niederrheiner ist es zu spät...

Der Meister setzte sich wenig ein

Schalke 04 - Berliner SV. 92 3:1 (0:0)

Ohne aufregende Szenen plätscherte das Pokalspiel zwischen Schalke 04 und dem Berliner SV. 92 in der Gladbacher Kampfbahn die ersten fünfundsiebzig Minuten lang hin. Es war, als handelte es sich um ein gemächliches Freundschaftsspiel, denn auf der einen Seite, der des Meisters, sah man wenig Einsatz, und die andere Seite, die Gäste aus Berlin, waren doch in vielen Belangen, vor allem aber im Angriff, so harmlos, daß es niemals nach einer Gefahr für die Königsblauen aussah.

Die Mannschaft aus der Reichshauptstadt hatte sich vorwiegend auf starke Deckung eingestellt und da sie über eine sehr tüchtige Verteidigung verfügte und ihren Mittelfeldler Appel meist hinten beschäftigt, wo im Notfall sehr schnell auch die Außenläufer samt beiden Halbstürmern erschienen, rannte sich das Spiel der Knappen, schon, aber unproduktiv wie oft, immer wieder fest, ohne daß das jemand tragisch genommen hätte.

Schalke hatte links einen jungen Verteidiger stehen, der recht gut gefiel, seinen Namen wußten wir nicht zu erfahren, im übrigen war es die

komplette Erste mit Klobt und Börmann, Gelsch, Tibulski und Berg, Kalwitsch, Szepan, Pöri, gen, Kuzorra und Urban. Berlin 92 stand so: Holzhaus; Drähn, Tietel; Sobanski I, Appel, Simon II; Ballendat, Gewerter II, Lehmann, Simon I, Werner - und Schiedsrichter war Proden aus Duisburg.

Man ist nicht recht warm geworden bei diesem Spiel des Meisters und man weiß auch nicht recht, was man als wirkliche Schwächen und was als Mangel an Einsatz bezeichnen soll. Tatsache ist, daß diese Elf offensichtlich nicht viel riskierte und wohl auf dem Standpunkt steht, daß sie zu erreichen verliert, was zu erreichen ist, ohne die Leute Verletzungen auszuweisen. Es wurde zwar nicht offensichtlich gefehlt, aber auch nicht „drangekommen“, wie es die Schalke doch in wichtigen Meisterkämpfen ganz schön können.

Berlin 92 hat sich sehr achbar geschlagen und bei etwas mehr Schußvermögen der Stürmer hätte die Elf gut und gern noch zwei Tore machen können - es wäre dann wohl doch noch ein gutes Kampfspiel geworden.

Der verhängnisvolle Pfiff

Duisburg 99 - SSV. Wuppertal 1:0 (0:0)

Die Pause war eben erst eine Minute vorbei, die Duisburger hatten einen Angriff vorgetragen und durften einen Eckball treffen. Der Ball flog von links her im hohen Bogen übers Feld und wollte gerade irgendwo vor dem Tor der Wuppertaler in einem Menschenhaufen landen, als jener verhängnisvolle Pfiff ertönte. Alles fragte sich: „Was nun?“ Denn der Herr Unparteiliche zeigte auf den Elfmeterpunkt. Was war geschehen? Hatte jemand den Ball mit der Hand gespielt, hatte jemand unvorschriftsmäßig gerempelt, oder war dem Schiedsrichter vielleicht der Teufel in die Röhre gefahren? Jedenfalls hatte er gepfiffen. Und nun gab es Elfmeter.

Obwohl die Duisburger wie die Wuppertaler und die Zuschauer aus beiden Lagern nicht wußten, warum sie eigentlich zu einem solchen Vorteil gekommen waren, schickten sie sich ohne Zögern an, den Freistoß auszuführen. Sie holten aus der Verteidigung ihren schußgewaltigen Kameraden Busch herbei, und der knallte Wellage das Leder ins Netz hinein, daß selbst der beste Torwart der Welt nichts daran geändert hätte.

Damit standen die Wuppertaler vor der Tatsache, die sie (und wir nicht minder) so sehr gefürchtet hatten. Die Duisburger führten 1:0 und konnten nun zu dem von ihnen meisterhaft beherrschten Spiel des Kaisers übergehen. Aller Sturm auf die manchmal zehn Mann starke

Duisburger Deckung nutzte nichts mehr. Es blieb dabei, die beiden Punkte gehörten Duisburg 99. Die Ueberlegenheit der Wuppertaler war minutenlang einfach lächerlich, aber selten gab es wirkliche Tor Gelegenheiten. Abromett, Busch, Grabbe, Rüd und die anderen Duisburger Verteidigungskünstler wußten, was die Glücke geschlagen hatte, und deckten mit ihren Leibern die bewußten 7.30 Meter zwischen den beiden Pfosten.

So verlor eine Mannschaft, die den Sieg verdient hatte, weil sie besser war. Die Wuppertaler hatten zwar nicht ihren allerbesten Tag, aber sie waren diesem Gegner immer gewachsen. In der ersten Viertelstunde lief ihr Spiel so schön und glatt, daß keiner der vielen Wuppertaler Anhänger Angst um den Sieg hatte. Die zweite Halbzeit stellte dann die Verhältnisse auf den Kopf.

Die Tabelle:

1. Schwarz-Weiß Essen	9	7	1	1	23:10	15-3
2. Duisburg 99	8	5	1	2	10:7	11-5
3. Hamborn 07	9	3	4	2	16:14	10-8
4. SSV. Wuppertal	8	3	3	2	18:10	9-7
5. Fortuna Düsseldorf	6	4	0	2	14:7	8-4
6. Rot-Weiß Oberhausen	7	3	1	3	10:12	7-7
7. TuRU Düsseldorf	8	2	2	4	7:12	6-10
8. VfL. Barmen	8	2	2	4	9:14	6-10
9. SV. Altenessen	8	1	3	4	12:22	5-11
10. Union Hamborn	9	0	3	6	6:16	3-13

Die's Das

Im Gau Mittelrhein ist die Fußballmeisterschaft außerordentlich interessant, weil die sogenannten Favoriten immer wieder ins Stolpern geraten. Nun hat am Sonntag ausgerechnet der Tabellenletzte, Rätter SC., den Spitzenreiter, Sülz 07, mit 2:1 geschlagen, und siehe da, der schärfste Widerstand der Süder, Alemannia Aachen, ließ sich prompt ebenfalls besiegen. SSV. Beuel gewann 1:0.

Interessant ist auch nach wie vor der Gau Bayern. 1. FC. Nürnberg schlug Bayern München knapp mit 1:0, Jahn Regensburg (Jahob's Verein) gewann gegen FC. Schweinfurt (Rühner und Kupfer) 4:2, Wacker München und 1860 trennten sich 2:2.

Im Länderkampf, der in Budapest nur von 10.000 Zuschauern besucht worden war, trennten sich die Fußballmannschaften Ungarns und der Schweiz mit 2:0 für die Ungarn. Die Schweizer hatten etwas Pech, sie waren im Feld gleichwertig.

Die deutsche Ringerkassell trug zum ersten Male gegen die Schweiz einen Länderkampf im Freistilringen aus. Deutschland verlor durch Schäfer und Landien zwei Punkte, siegte aber im Gesamtergebnis mit 5:2.

Bei einer Kraftsportveranstaltung in München erzielte Olympiasieger Wanger im Drücken einen Weltrekord. Er erreichte 286 Pfund; der alte Rekord, den er ebenfalls hielt, betrug 283 Pfund.

Am Sonntag fand in Dortmund der Biltor-Luke-Gepäckmarkt statt, an dem 5000 Männer teilnahmen. Es war die größte Veranstaltung dieser Art, die je in Deutschland aufgezogen worden ist. Sieger in der Hauptgruppe blieb die Mannschaft der Dortmunder SM. Brigade vor der Brigade Hagen.

Die hervorragenden Dortmunder Radrennfahrer Kilian-Pöpel gewannen jetzt in Chicago nach ihrem Sechstages-Sieg in Kanada wieder ein 145-Stunden-Mannschaftsfahren gegen eine ausgesetzte Gegnerschaft.

10.000 Zuschauer sahen am Samstag in der Dortmunder Werkstatthalle Magie Herber und Ernst Baier wieder als Hauptkämpfer eines auf gelungenen Eisportabends.

Kraftsport auf breiter Grundlage

Um den aktiven Ringern allererste Kenntnisse zu vermitteln, darüber hinaus aber auch den Anhängern dieser Sportart das Wertungssystem noch einmal in allen Einzelheiten klarzumachen, hat sich das Fachamt Schwerathletik entschlossen, in allen deutschen Gauen öffentliche Trainingsabende stattfinden zu lassen. Die technische Leistung dieser Abende liegt in den Händen von Verbandstrainern oder von Ringern, die in der Lage sind, internationale Erfahrungen zur Grundlage ihrer Lehrtätigkeit zu machen.

Im Gau Niederrhein ist Meister Braun tätig. Der Reichstrainer und ehemalige Halbschwergewichts-Europameister wird am kommenden Freitagabend in der Turnhalle der Schule Marienstrasse sämtliche Ringer des betragslichen Bezirks um sich versammeln (Solingen, Remscheid, Hilgen und Wuppertal) und versuchen, sie in die tiefsten Gründe der Ringerkunst einzuführen, fehlendes zu ergänzen und Vorhandenes abzuwickeln und zu vervollkommen. Den Zuschauern wird er bei dieser Gelegenheit Kenntnisse vermitteln über erlaubte und unerlaubte Griffe und Züge sowie über die Art der Wertung.

Hilgen sehr klar

Freischau Hilgen - SSV. Essen 91 17:1

Das hätte sich der ehemalige Gaumeister nicht träumen lassen, daß ihm bei den Hilgenern in dieser Höhe Gewalt angetan würde. Aber die Turner werden in der Aufstellung auch über bessere Gegner triumphieren. Man wird in Zukunft auf sie sehr acht geben müssen. Sie gewannen hier bis auf einen alle ihre Kämpfe. Gaumeister Seifried den seinen bereits auf der Waage, wo sein Gegner mehr als acht Pfund Liebergewicht hatte. Nach Punkten gewannen nur Widdig und Schmitter, während der Kampf Widdig gegen Sator, entgegen den Regeln unentschieden gegeben wurde, weil der Kampftrichter beim besten Willen auf seiner Seite einen Vorteil sah! Vor zahlreichem Besuch gaben Sieger und Besiegte ihr Bestes, wofür ihnen allen starker Beifall gezollt wurde.

Die Ergebnisse: Hilgen zuerst genannt, Sieger geipert gedruckt: Sator; Seifried - Ober, wegen Liebergewicht an Hilgen, nach Punkten auf der Waage. Feder: Widdig - Sator unentschieden (1). Seifried: Widdig - Widdig, durch Liebergewicht nach 12 Min., Widdig - Feder, nach Punkten. Hilgen: Hilgen - Widdig - Feder, durch Kopfstoß in einer halben Minute. Halbschwerer Schmitter - Widdig, nach Punkten. Schwer: Kötter - Seifried, durch Suplex von vorne in vier Minuten.

Umständehaiber findet unser 1306 Ski-Abend am Freitag, 19. November im Kasino-Saal Königsstraße 2, statt.



Drei Spiele und zwei Ueberraschungen am Sonntag